

DIE FACKEL

Nr. 343/344

29. FEBRUAR 1912

XIII. JAHR

Glossen

LESSING

hat sich den Concordiaball gewiß auch anders vorgestellt. Dort, wo der Schapsl um das Schicksal wirbt, dürften er und seine Eva, an die Wand gemalt und eine Nacht lang verpflichtet, zuzuschauen, sich als Eindringlinge gefühlt haben. Gegen das Bedürfnis des Herrn Julius Bauer, sich ein Lessing—Denkmal zu setzen, war aber nicht aufzukommen, und so mußte es geschehen, daß eine Gesellschaft, die von Lessing nichts anderes weiß, als daß er den einzigen vorrätigen Reim auf Messing bildet, und die nichts an ihm höher schätzt, als daß er mit dem Vornamen Ephraim geheißen hat, »im Zeichen« dieser bekannten Persönlichkeit ihr spezifisches Ballfest beging. Wie würdig nun die Anreger des Wiener Lessing—Denkmals ihrer Idee sind, haben sie durch den Almanach bewiesen, den sie zur Ehre des berühmtesten, aber unfreiwilligsten Mitglieds der Concordia herumgereicht haben. Da Lessing selbst sich zur Damenspende nicht sehr eignet, so haben sich einige literarische Persönlichkeiten zusammengetan, um zu vermitteln. Der Versuch ist so ausgiebig gelungen, daß sich wohl keine Dame finden dürfte, die dem intellektuellen Niveau der Herren Beiträger nicht gewachsen wäre. Herr Auernheimer hat das Glück, in analphabetischer Reihenfolge zuerst berücksichtigt zu werden. Er deutet den Lessing als Kommentar seines eigenen Schaffens, das noch vielfach unverstanden ist. » ... Ein großer Schriftsteller«, sagt er von ihm, »der dabei amüsan ist, und — dem man es verzeiht.« Der Gedankenstrich ist ein Seufzer. Herr Auernheimer will sagen, wie ganz anders es ihm ergehe, den man zwar, Gott ja, für amüsan hält, aber —. Nun, nicht jeder hat Zeit, hundertfünfzig Jahre zu warten, man wird bitter, und wenn man so oft Wien mit einer Frau und die Welt mit einer Frau und überhaupt alles in der Welt mit einer Frau verglichen hat, dann will man erhört werden. Immerhin, Herr Auernheimer kann nichts dafür, daß er einen Namen trägt, der ihn zum Vorspiel jedes literarischen Ärgernisses macht. Er ist sicher reinlicher als die Gesellschaft, die ihm bis zum letzten Buchstaben in der Literatur, bis zum Zifferer, nachfolgt. Das B sollte es überhaupt nicht geben, denn es setzt sich in der Regel zu Bettelheim, Blumenthal und Burckhard fort. Was aber Herrn Bahr anlangt, so darf man ja nicht glauben, daß ich ihm zuliebe eine Ausnahme mache. Nur glaube ich nicht, daß er im Alphabet ohne Blumenthal denkbar wäre. Lessing rühmt er nach, er habe zuerst erkannt, »daß all unseres Sinnens und Wirkens Wert im Erstreben, nicht aber, im Erreichen der Wahrheit besteht, da jede Wahrheit, kaum erreicht, sich schon wieder als Irrtum enthüllt.« Das ist richtig und Herr Bahr lebt danach. Man könnte indes auch sagen, daß unseres Sinnens und Wirkens Wert im Erreichen der Lüge besteht, da jede Lüge, kaum erreicht, sich schon wieder als Erfolg enthüllt. Herr Doczy dagegen beklagt, daß die Freiheit des Geistes, von der Lessing geträumt, »von seinem Vaterlande noch nicht erreicht sei, wo ein Jude nicht Offizier

werden kann«. Als ob es nicht Trostes genug wäre, daß er in Ungarn Sektionschef werden kann! Otto Ernst ist der Mann, der als einziger so beherzt war, den in der Luft des Concordiaballes liegenden Reim »Messing« aufzugreifen und in die Damenspende zu setzen. Herr Falke meint, die Lessings seien uns nötiger als die Nietzsches, die Hellen und Klaren segensreicher als die »Tiefen« und die »Dunklen«. Er setzt diese zwischen höhnische Gänsefüßchen. Aber er wird nicht leugnen können, daß die Tiefen und Dunklen wieder segensreicher sind als die Seichten und Wasserfarbigen und somit die Nietzsches uns immerhin nötiger als die Falkes. Auch als die Fuldas, deren einer — anders als Herr Otto Ernst — die Idee hatte, einmal den Vornamen Lessings zu reimen, aber nicht, wie man erwarten sollte, Gotthold auf Gold, sondern vielmehr Grimm auf Ephraim; denn stets, wenn er nach Luzern kommt und des hohen Pilatus Felsenhaupt — von Wolken umflattert, von Stürmen umschnaubt — wiedersieht, muß er an Lessing denken. Er kann sich nicht helfen. Wie anders Herr Adolf Gelber, der stille Forscher, der die Gedankenwelt zwischen Wilhelm Shakespeare und William Singer bebaut. »Er nahm«, sagt er von Lessing, »die Dummheit, um sie zu töten. Doch als er ihr den Herzstich geben wollte, erkannte er erst seinen Irrtum: sie hatte nämlich nie ein Herz gehabt«. Welch ein Spiel des Gedankens! Fast von Shakespeare! Aber wie? Lessing konnte nicht töten, weil die Dummheit kein Herz hatte? Das ist nicht plausibel. Heute würde ihm der Totschlag glücken: die Dummheit hat einen lokalen Teil. Apropos totschiagen. Herr Stefan Großmann meint, es sei »eine höchst rühmliche Beschäftigung, wir alle neigen leicht zu fauler Friedfertigkeit, Lessing gibt uns unsere angeborene, oft feig verhaltene Rauflust wieder.« Na also, her damit! Aber aus Anarchisten werden Sozialdemokraten, aus Sozialdemokraten Redakteure, aus Redakteuren Theaterdirektoren. Da hilft kein Lessing. Was habe ich mir schon Mühe gegeben, die angeborene, feig verhaltene Rauflust zu wecken; einen Schmarrn hat es genützt. Zum Beispiel bei Herrn Harden (der alphabetisch auch vermöge der Eigenschaft, im Grunewald zu sein, seine Position behauptet). Er ist friedfertig, beschäftigt sich lieber mit dem Thema »Damenwahl« und schreibt: »Die Franziska des Fräuleins v. Barnhelm ist ja nur ein Zöfchen. Dennoch ists nützlich, auch während des kühlen und schwülen Ballgeplauders dem Wort der hellen Magd nachzudenken, das keck behauptet, von keiner Wesenseigenschaft spreche der Mensch so gern, wie von einer, die ihm fehle. Die Ausdrucksform und der Hang, Lebensweisheit zu abstrahieren, sind altdeutsch. Heute antwortet dem Frackwachtmeister, der sich seines innigen Familiensinnes rühmt und mit tastender Zunge seine Dame nach der Zahl ihrer Geschwister fragt, das früh enttäuschte Mägdlein: 'Ja bei uns geht's in fünf Teile ... '« Aber der Mann irrt, wenn er glaubt, daß ich ihm das übersetzen werde. Viel klarer gibt sich der Schöpfer des Walzertraums, der mit J beginnt. »Auch du hattest« — er ist mit Lessing per Du — »im Ewigkeitskampf um die Erlösung der Menschheit zu dulden! Doch sieh', der Sonnengott peitscht grade aufs erste Gespann!« Und bringt es im Jahr zu 365 Aufführungen. Es ist schön, daß die Librettisten sich der Kollegen erinnern, die als Märtyrer im Ewigkeitskampfe um die Erlösung der Menschheit ihnen vorangegangen sind. Es ist schön. Gerhart Hauptmann aber — den ich beinahe und gern übersehen hätte —, er hat »Und Pippa tanzt« geschrieben: er hätte, als ihn Herr Julius Bauer zur Enquete berief, sagen sollen, sie tanze nicht auf dem Concordiaball. Herr Kerr dagegen, der immer etwas Tänzerisches hat und in dem ich die angeborene, feig verhaltene Rauflust auf eine geradezu niederträchtige Weise geweckt habe, so daß ihm der Totschlag in Form des Selbstmordes gelungen ist, darf sich getrost in der Reihe der Lessing—Gratulanten beisetzen lassen. Er nennt ihn »ein Genie der

Anständigkeit«, einen »Drachentöter im Bürgerkleid«. Herr Kerr, dem ich noch etwas vom Sommer her schuldig bin — er wird mich nicht mahnen — und der behauptet hat, daß ich die Neue Freie Presse angreife, weil, und daß ich den Simplicissimus angegriffen habe, um —, Herr Kerr ist kein Genie der Unanständigkeit, nur ein Talent, und ein Bürger im Kleid des Drachentöters. Der Drache aber lebt und nimmt den Kampf mit dem Bürger auf, wenn er Zeit hat und wens ihm noch Spaß machen sollte, einen zu beachten, der von Scherl entlassen wurde, weil, von Herrn Cassirer angestellt, um, von Herrn Cassirer entlassen, wiewohl, und vom Scherl wieder aufgenommen wurde, warum? Jetzt hat Minor das Wort. Er kann nicht umhin, aus seinem reichen Schatz an literarhistorischen Erfahrungen etwas beizusteuern. Er denkt, zwischen Lessing und dem Concordiaball könne nur das Seminar vermitteln; dann werde jener die Schäbigkeit der Gesellschaft schon nicht merken. Minor richtets ihr bei Lessing, er kennt seine Lebensgewohnheiten. Lessing will absagen. »Ich fürchte, er würde sich auch auf dem Concordiaball mit ein paar klugen Frauen in eine Ecke zurückgezogen oder gar mit ein paar guten Freunden an den Spieltisch gesetzt haben; ganz ungleich Goethe, der im Kreise seiner letzten Liebe, Ulrike Levetzow, auch noch als Siebziger ein Tänzchen wagte.« Und wie hielt es Schiller? Gehn wir, die Sache beginnt öd zu werden, zwanzig Studenten haben belegt, sechzig davon sind eingeschlafen, der Rest sattelt um und will Kunstgeschichte studieren. Wer kommt denn dort? Der Nordau! Was sagt denn der Nordau! Daß Lessing ein pathologischer Schmutzfink war? Nein, der joviale Sanitätsrat der Literatur will bloß — Späßes halber — Nathan auf Satan reimen. Es gelingt ihm. Weg! Aber er geht nicht. Er reimt noch Fabel auf Babel. Genug! Und noch einmal auf Parabel. Was hat nur dieser eingefleischte Prosaiker, er dichtet ja? Und noch auf Zukunftskonnetabel! Und dann noch justament singen auf gelingen und auf unterfingen, und hochgeschwungen auf nachgerungen, und Volke auf Wolke. Wie ein Ästhet einem Athleten, so sehe ich ihm staunend zu und seufze: Wer das auch könnte! Das ist ja, wie nett, ein Sonett? Es ist gut, Nordau, das Jahr 1912 in der Weltgeschichte bitte auch in der Fassung! Aber jetzt Platz für Salten! Der kommt mit einem »Gespräch«, aus dem hervorgeht, daß Lessing sowohl Kritiker als Dichter war, und dies gehört sich so. Es ist ein Selbstgespräch, aber kein anregendes. Die Gedanken, die ausgetauscht werden, bleiben in der Familie. Aber an Herrn Wilhelm Singer, der da schreibt: »Lebt wirklich irgendwo ein Sonderling, der neugierig ist, auch meine Meinung über Lessing zu hören, so will ich ihm folgendes sagen: 'Wäre es schon möglich, daß im *Garten* der Literatur Lessings Schöpfungen jemals zu welken begännen, der erhabene Stolz, das alle Miseren des Lebens nicht achtende unbändige Freiheits— und Selbständigkeitsgefühl dieses breitschulterigen Trägers ewiger menschlicher Ideen, in dem Gelehrtheit, Herzhaftigkeit und Verstand um die *Palme* rangen — diese werden in ewiger *Blüte* stehen'«, habe ich nur die eine besorgte Frage: Zugegeben es gäbe wirklich wo so 'nen Sonderling, und Lessings Schöpfungen würden im Garten der Literatur nicht welken und sein Stolz und sein Freiheitsgefühl in ewiger Blüte stehen — was aber ists mit der Palme? Wächst die im Garten oder steht sie nur so da, so als Dekoration? Herr Singer kann sich der Antwort entschlagen, wenn sie ihm zum Schaden oder zur Schande gereicht. Er behauptet des weiteren, Lessings Tugenden würden ein leuchtendes Beispiel für alle jene bleiben, denen ein gnädiges Geschick das Talent und die Macht verliehen hat, den Sinn der führungsbedürftigen Menschheit zu leiten und ihr Herz zu bewegen für alle Größe, Güte und Gerechtigkeit.« Eine Frage: Sind hier die Chefredakteure gemeint? Wenn ja, so sage ich nur das eine: Den erhabenen Stolz und das unbändige Freiheits

— und Selbständigkeitsgefühl, das die Leitartikel des Neuen Wiener Tagblatts auszeichnet, in Ehren — aber jene reizende Dame, welcher Militär beim Weggehen »Tagblatt« zuflüsterte, wird inständigst um ehrbares Wiedersehen gebeten, und das ist auch meine Meinung! Unter »Rehaugen 862« an die Expedition. Alles weitere wird sich finden.

* * *

RITTER SONETT UND RITTER TONREICH

Ich stelle weit voneinander lebende Menschen oder Zeitungsausschnitte — was auf dasselbe hinausläuft — so zusammen, als ob sie für einander geboren wären. Der Bartsch mag in Valparaiso dichten und der Lehar in Nagy—Kinkinda eine Militärkapelle dirigieren, ich erkenne die beiden Hälften, die, durch die böse Welt getrennt, ohne einander doch nicht gedeihen können, sich suchen, sich näher kommen, wieder getrennt werden, bis ich endlich beide mit einem beherzten Griff so zu fassen kriege, daß sie für alle Zeiten bei einander bleiben. So hat es mich gar nicht gewundert und war mir wie ein längst Bekanntes, als ich irgendwo eine Komposition des Lehar fand über die Worte Bartschens.

Mähä — hähähä, Mähä — hä — hä — hähä.

So etwas lese ich immer, als ob's von mir wäre. Es ist ja tatsächlich von mir. Es geschieht fortan nur mehr, was von mir beschlossen ist. Jede Zeile, die irgendwo steht, ist von mir schon geformt, und die Leute, die sie lesen, haben auch schon vielfach die richtigen Augen, mich gleich mit zu lesen. Dieses gegens schöpferische »Und sahe, daß es nicht gut war« — einmal werden auch jene dahinterkommen, die inbegriffen sind! Ich erfinde, was es gibt. Darüber mögen die Namen Bartsch und Lehar stehen: die Einheit, die Gestalt ist von mir. (Gelegentlich mehr über die unerträgliche Qual, Leute bei lebendigem Leib herumlaufen zu sehen, die von rechts wegen in mein Manuskript gehören und deren Dasein ich mit der eifersüchtigen Furcht verfolge, daß sie öffentlich Worte vorwegsprechen, Gebärden verraten könnten, die schon von mir sind. Sie könnten zwar meiner Gestalt nichts hinzufügen, aber sie tragen mein literarisches Geheimnis herum. Das ist ein Problem des Grauens. Gelegentlich mehr davon.) Also der Bartsch und der Lehar, jeder für sich mag seine notdürftige Sonderberechtigung haben, beide zusammen sind von mir, wenn sie gleich behaupten: »Zusamm' hat der Wind uns geweht!«, und ich sagte damals, daß der eine, »den ich immer für den geborenen Textdichter« des andern gehalten habe, »diesem endlich die Gelegenheit zu einem Lied geboten« habe. Dieses »endlich« zeigt, wie meine Uninformiertheit in allem Tatsächlichen aus dem Divinatorischen kommt. Er hatte ihm nämlich die Gelegenheit längst geboten, ich wußte es nicht, aber mein Gefühl davon war so stark, daß das, was jetzt erst an den Tag kam, mir wie die Erfüllung meines Lieblingswunsches vorkommen mußte. Das ist nur scheinbare Uninformiertheit; in Wahrheit hatten sie früher getan, was ich später wollte. Die Realität macht mir allerlei vor; sie täuscht mich nicht, ich mach's ihr nur nach. Aber hören wir Leharn selbst:

In diese Zeit fällt auch eine hübsche Episode. Ich war der Wiener »Schlaraffia« beigetreten und hatte mich dort mit einem jungen Offizier sehr befreundet. Wir waren schon vor Jahren in Triest bekannt geworden, hatten aber unsere Namen vergessen. Und da man in der »Schlaraffia« die profanen Namen der Mitglieder nicht nennt, sondern nur die beigelegten »ritterlichen«, so lernten wir

uns unter den Namen »Ritter Sonett« und »Ritter Tonreich« (das war ich) kennen. Der junge Offizier war sehr ideal veranlagt und die Freundschaft zwischen uns wurde eine überaus innige. Damals gründete der Wiener Schriftsteller Felix Salten ein Kabarett »Zum lieben Augustin« und für dieses wollten wir zusammen zwei Lieder schreiben. So entstanden eine groteske Ballade »Der windige Schneider« und ein lyrisches Lied. Die Ballade wurde im Kabarett aufgeführt. Eines Tages sagte mir nun der junge Offizier: »Lieber Lehar, wir werden uns in diesem Leben kaum mehr wiedersehen. Ich bin schwer lungenleidend und muß nach Kairo gehen, und auch wenn ich gesund werden sollte, zurückkommen werde ich nicht mehr dürfen. Wir nahmen voneinander Abschied, tauschten die herzlichsten Wünsche aus, und ich hatte wirklich das Gefühl, daß es ein Abschied fürs Leben sei. Ich verlor ihn gänzlich aus den Augen und hörte nichts mehr von ihm. Vor etwa einem Jahre, als ich in einem Wiener Restaurant saß, trat ein Hauptmann auf mich zu und begrüßte mich herzlich. Es war der junge unheilbare Offizier. Aber er sah jetzt blühend und von Gesundheit strotzend aus, erzählte mir, er sei glücklich verheiratet, und habe große Erfolge gehabt, wenn sie auch mit meinen nicht zu vergleichen seien. Ich hatte keine Ahnung, wer er eigentlich sei, denn seinen richtigen Namen hatte ich ja nie gekannt. Bis ich endlich erfuhr, daß der »Ritter Sonett« kein anderer sei als Rudolf Hans Bartsch, der berühmte Romanschriftsteller, der also auch einer meiner Librettisten gewesen ist.

Mähä, natürlich ist die Schlaraffia ein Bindeglied aller Banalitäten der Erde. Aber auch die Schlaraffia ist von mir und tut immer nur, was ich ihr später nachempfinden werde. Aber auch, daß zwischen dem Ritter Sonett und dem Ritter Tonreich der Salten stand — und dieser selbst ist: von mir. Und überhaupt alles. Wenn ich das sage, bilde ich mir bei Gott nicht ein, Gott zu sein, sondern kenne meine miserable Rolle, die stürzende Welt von unten aufzufangen. Es klappt nicht mehr; es donnert nur in der Welt und ich muß den Blitz nachholen. Der »windige Schneider«, ei siehe da, ist kein anderer als jener, der da singt:

Mähä ~ hähähä, Mähä — hä — hä — hähä.

Wer beschreibt mein Erstaunen? Ich hatte keine Ahnung. Möglich, daß ich's damals gehört hatte. Aber nicht zu wissen, sondern zu vergessen, ist mein Beruf, und aus der Erinnerung an das Vergessene zu schaffen. Da wir nun aber schon mit der Entwicklung des Mannes, der ausging, Symphonien zu suchen und den Nechledil—Marsch fand, befaßt sind, so hören wir, was weiter geschah :

Zu dem Buch der »Lustigen Witwe« bin ich eigentlich durch Zufall gekommen. Es war ursprünglich für einen anderen Wiener Komponisten bestimmt gewesen, dem es aber der Librettist Viktor Leon *weggenommen* hatte.

Das ist interessant. Aber es soll wohl heißen: »Für einen anderen Wiener Librettisten«? Immerhin, Leon war zuerst gegen Lehar. Er schrieb ihm:

Mir fehlt die starke und eigenartige Musik, das absolut Zwingende ... Deine Walzer zum Beispiel gehen die allerbreiteste Heerstraße ...

Später hat man gesehn. In Indien, in Südafrika, in China und Japan wurde sie in englischer Sprache gegeben. Theateragenten sind stolz, denn sie managen den Weltuntergang.

»Mein Ziel ist es, die Operette zu veredeln. Der Besucher soll ein Erlebnis haben, und nicht bloß Unsinn sehen und hören.«
Mähä — hähähä, Mähä hä — hä — hähä.

* * *

GESUNDER BLICK, ECHT WIENERISCHER HUMOR UND DRASTISCHER WITZ

Ich hatte mir einen Artikel: »Die Weltreise einer Wienerin« für alle Fälle ausgeschnitten, wiewohl ich ihn nicht angesehen hatte. Das muß etwas Besonderes sein, dachte ich. Und ich wußte schon, daß sich meine Feder auf meine Schere verlassen kann.

... erhalten wir mit gesundem Blick geschaute und mit echt wienerischem Humor geschilderte Reiseeindrücke, die um des drastischen Witzes der Absenderin willen, sicherlich weitere Kreise interessieren dürften.

Zunächst gings also nach dem Goldenen Horn.

»Wohnen (brr!) möchte ich keine Stunde in diesen, tagsüber von trägen — Heteropteren dichtbevölkerten niedlichen Puppenhäuschen mit ihren eng vergitterten Fensterchen.«

Das ist echt wienerischer Humor, Wanzen zu meinen und nicht ohne anzüglichen Gedankenstrich »Heteropteren« zu sagen. Der Gedankenstrich bedeutet in solchen Fällen »eh scho wissen«. Das ist echt wienerischer Humor. Er bewährt sich auch in der Schilderung des folgenden Reiseeindrucks:

Des anderen Tags früh bot sich uns ein Anblick, der bei allen anfangs Staunen und Befremden, dann aber zügellose Heiterkeit auslöste. Man hatte nämlich einen ganzen Berg von ... wie umschreibe ich das Wort? einen ganzen Berg von sonst nur in Schlafzimmern zu findenden diskreten Haushaltungsgegenständen auf Deck postiert, und zwar zur geneigten Benützung, denn bei ihnen sollte zunächst vorschriftsmäßig nach Kommabazillen gesucht werden. »Ja«, sagten die Leute darauf, »da diese Dinge nicht etikettiert sind, wie leicht kann da eine Verwechslung stattfinden und vielleicht ein — Unschuldiger in türkische Behandlung kommen!«

Das sind so die Reiseeindrücke einer Wiener Dame. Was aber den drastischen Witz der Absenderin anlangt, so beweist ihn wieder die folgende Stelle:

Auf der Heimfahrt begegneten wir einem griechischen Leichenzug, wobei die Leiche offen getragen wird. Wir ließen den Kutsher abseits davon halten und ich habe weggeschaut; *von allem muß ich denn doch nicht haben.*

Und der gesunde Blick der Wienerin?

Durch einen notablen Verwandten meines Mannes kam ich *in einen Harem*. Wir begaben uns dahin per Wagen, durch enge, winkelige Straßen. Die beiden Herren mußten im Wagen bleiben, während ich mit der Frau des Verwandten den Besuch machte. Nachdem wir an der Haustür geklopft hatten, öffnete sich dieselbe und wir standen in einem dunklen, schmutzigen Vorraum, von einem ältlichen Weibsbild mit brandrot gefärbtem Haar empfangen, das uns ins erste Stockwerk nach dem Empfangszimmer geleitete, und sofort ging der türkisch geführte Tratsch an. Die Aussicht von den vergitterten Fenstern, die man im Salon für mich

öffnete, war die entzückendste über den Bosphorus, die man sich denken kann ... Meist minderwertige europäische Möbel bildeten den Hausrat, und ein paar schlechte Farbendrucke an der Wand waren der ganze Schmuck.

Der Beschreibung nach scheint dieser Harem ein ... wie umschreibe ich das Wort? kein Privatharem gewesen zu sein. Und wie leicht kann da eine Unschuldige in türkische Behandlung kommen!

* * *

WIE MAN DEUTSCHE SÄNGER BEHANDELT, DA HÖRT SICH ALLES AUF

»Aus Künstlerkreisen kommt uns folgende Mitteilung zu: Bekanntlich nimmt der Wiener Männergesangverein Ende Juli d. J. an dem deutschen Sängerfest in Nürnberg teil. Aus diesem Anlaß sind große Festlichkeiten in Nürnberg geplant und ist auch in Aussicht genommen, daß sehr viele Mitglieder des Wiener Männergesangvereines in Nürnberg erscheinen werden. In einem kleinen Kreise ist nun der Gedanke aufgetaucht, den Aufenthalt in Nürnberg zu einem *Ausflug nach Bayreuth* zu benützen, dort eventuell im Festspielhaus ein Konzert zu veranstalten und an den Gräbern von Richard Wagner und Franz Liszt Kundgebungen der Wiener Sängerschar zu veranlassen. Es sollen auch vertrauliche Verhandlungen mit der Familie Richard Wagner in Bayreuth gepflogen worden sein. Über das Resultat wird tiefes Stillschweigen gewahrt, doch scheint es, daß *irgend ein Zwischenfall eingetreten* sein muß, denn die Reise nach Bayreuth wurde fallengelassen. Dieser Vorfall bildet in Sängerkreisen den Gegenstand lebhafter Diskussion.«

Depeschenwechsel zwischen Wien und Bayreuth: »Därf i 's Dirndl liab'n« (Drahtantwort bezahlt). »Nein«. — Sie scheinen — meinte der Rechnungsrat Hieferschwanzl (Tenor) — kein Gemüt nicht zu haben dort in Bayreuth. Sie scheinen — versetzte der Bezirksausschuß Kruspelspitz (Bariton) — sich auf ein Ständchen nicht einlassen zu wollen dort die Leut'. Sie scheinen — beruhigte der Privatier Beuschl (Baßbariton) — überhaupts unmusikalisch zu sein!

* * *

ICH HABE GELESEN

daß es ein Couplet vom »Drahdiwaberl« gibt. Verhindert hat es keiner von den Freunden, die angeblich für mich durchs Feuer gehen — nur verschwiegen. Feigheit, nicht Rücksicht, die mir das Äußerste ersparen will, nenne ich das Vorgehen, es erst zum Äußersten kommen zu lassen und dann mir die Kenntnis vorzuenthalten. Das Leben ist schwer, aber wenn ich leben soll, um geschont zu werden, hätte ich mirs früher überlegt. Jetzt, wo sich herausstellt, daß es wirklich ein Ding wie ein Drahdiwaberl gibt, bestehe ich unbedingt darauf, es kennenzulernen. Ich erinnere mich noch, wie es mich gepackt hat bei dem Parlamentsbericht, der den Zwischenruf enthielt: »Rrrtsch — abidraht!« Ich bekam sofort 40 Grad und mußte nach dem Süden geschickt werden. Das jetzt ist ärger. Die Freunde sind zartfühlend, aber die Feinde verstehe ich vollends nicht. Es gibt Worte in Wien, die man mir nur bei gegebener Zeit eingeben muß, um vor mir Ruhe zu haben. Nun aber die Vorstellung,

daß ein Radibua ein Drahdwaberl abidraht — damit kann man mich noch aus der Hölle treiben.

* * *

OB ES GELINGEN WÜRDE

oder nicht, nämlich diesmal der Jugend das Tanzrecht zu erobern, nämlich auf dem Concordiaball, darüber hatte ich schon seit Wochen nachgedacht. Sie haben keine andern Sorgen, so habe ich auch keine andern Sorgen. Das Weltbild der Wiener Presse ist immer noch so, daß im Vordergrund der Ernst das Wort führt und im Hintergrund der Ekel tanzt. Ob es diesmal, endlich, gelingen würde? Altmeister Rabensteiner starb, ohne daß es ihm gelungen war. Er hat es nicht mehr erlebt.

Bald nach Beginn, sehr lange bevor der Zustrom der Ballgäste abzuflauen begann, hatten die Tänzer es auf irgendeine rätselhafte Art verstanden, sich in der Mitte des Saales ein ziemlich weites Rund freizumachen, das sich mit der vorrückenden Stunde immer mehr und mehr vergrößerte und um 4 Uhr morgens noch immer den Saal erfüllte.

Wenn Rabensteiner das erlebt hätte! Wie kam es, wie geschah es, oh saget mehr davon!

* * *

»DANN ERHOB

Schriftsteller Felix Salten sein Glas auf die Kunst und auf den Redakteur des »Lessing—Almanachs« Julius Bauer. Hierauf nahm ... «

* * *

EIN NEUER TITEL

ist ein gutes Auskunftsmittel. Damit die untergehende Menschheit nicht wie eine Hammelherde beim Donner flüchtet, wird sie etikettiert. Immer neue Bezeichnungen müssen erfunden werden, auf daß kein Durcheinander einreißt. Professor kann jeder Friseur werden, kaiserlicher Rat jeder Bankrottierer: da würde also wieder ein Gedränge entstehen. Es handelt sich der Gottheit darum, auf den ersten Blick die Leute zu erkennen, wenn etwas los ist. Wenn also je hundert einen Titel haben, so läßt sich das Elend überblicken. Nun gibt es einen, um den sich gewiß tausend reißen werden, weil er rar ist, aber justement werden sie ihn nicht kriegen, denn es muß eine Einteilung sein. Dem Concordiaballbericht, dieser vollständigsten Statistik irdischer Nichtigkeiten, verdanken wir die Kenntnis eines Titels, der erst kürzlich erfunden worden ist und der direkt etwas Bestechendes hat. Anwesend waren nämlich »aus der Musikwelt«: Dworaczek schlechthin und vom »Schubertbund« ein Vorstand, ein Ehrenchormeister, drei Schriftführer, ein Archivar und — wer oder was? Drei »Sangräte« — oder wann oder wie. Drei Sangräte! In Berlin gibt es nur vortragende Räte. Wir haben Sangräte. Männer, die zugleich singen und raten können. Ich wünsche mir einen Buben, der müßte mir sein Liedl singend durch die Welt ziehen und wenn er dereinst neunzig Kilo wiegt, Sangrat werden. Nun fragt mich einer, ob die Sangräte — es gibt Sangräte, ich kann mich

nicht fassen — vor oder nach den kaiserlichen Räten rangieren. Kleinliche Sorge des Zeremoniells! Es soll der Sangrat mit dem kaiserlichen Rat gehen.

* * *

NICHT KENNENLERNEN MÖCHTE ICH

unter den Persönlichkeiten, die kürzlich »beim Sultan von Marokko« bemerkt wurden:

den Herrn, der »die Hünengestalt der Favoritin des Sultans« dargestellt
[hat und von zwingender Komik war,
den Dirigenten der »marokkanischen Burgmusik«,
die kaiserlichen Räte und die Sangräte, die die »Friedensbengel«
[vorstellten,
den »Hadschiloia von Marokko«,
den »Oberfrüchterl«, der die »Südfrüchterln« anführte,
den »Mann mit der hopsenden Zunge«,
sämtliche »heulende Derwische«,
sämtliche Teilnehmer der Gruppe »Marokko—Tarokko«,
und vor allem nicht den Herrn, der den »Nazi von Bengazi« und jenen,
[der die »Sali von Bengali« darstellte.

Ausgeschlossen!

* * *

VISION

»Weitere Gruppen waren ... zwei Strandgigerlpaare in Schwarz und Weiß mit der Devise: 'Nur ka Wasser net!', auf der Rückseite der auf der Brust getragenen Tafeln: 'Dös mög'n mir net!' (Dr. Zwintz und Landesgerichtsrat Dr. Aichinger samt Frauen.) ...
«

* * *

WIE?

der Hofrat Beßler ging als blaue Weintraube und der Landesgerichtsrat Dr. v. Stratimirovics als schwäbischer Bauer? Der Professor Striegl als Kaiserjäger aus dem Teutoburger Walde und der Bezirksrichter Glogau als Plattenbruder? Der Direktor Hertzka als Araber und der Oberkommissär Eichberg als Frauenfresser? Der Rechnungsrat Jeftbek als Bandit und der Oberlandesgerichtsrat v. Baumgarten als Sommergast? Der Bezirksrichter Geber als Weinbauer und der Professor Schigut als Herzensschlüssel? Ogottogottogottogott! Und ist es recht, daß dann einige mutige Paare sich mitten durch die Menge im Tanze zu schwingen versuchten? Zu schwingen! Und von tosendem Lärm war es begleitet? Was geht denn vor, was ist denn los, warum stört man mich denn?

* * *

WENN ICH EINMAL

von hinnen muß, du guter Himmelvoder, so möge man mir, eben weil ich kein

Paradies brauche und viel lieber doder bleibe, indem daß in Wien schon das Himmelreich ist, die Einladung zum Karnevalsfeste des »Schubertbund«, die die Form einer Depesche, die in Marokko aufgegeben wurde, und folgenden Wortlaut hat:

»Se. Cherryfische Hoheit Muli Hab—dschi geruhten — nunmehr aller Souveränität Delcassiert und aller Regierungssorgen Asquith — anzubefehlen, am 1. Februar 1912 ein großes Rama—Zam—Fest zu veranstalten, und beauftragte mich, den reiselustigen »Schubertbund« hierzu einzuladen. Moscheederl—Kirchl möge Kiderlendische Versöhnungshymne mit Verwendung englischer Motive Combonieren. Alle Mitwirkenden werden mit dem Pantherorden abgeziert. Marokkanisches Staatsluftschiff, mit französischer Musikkapelle Bethmann, wird zur Begrüßung entgegengeschickt. Greyfen Sie zu, Congorenz ausgeschlossen! Agadiren Sie auch für zahlreiche Teilnahme schöner Wienerinnen und lustiger Wiener. Murzuckerl, Obersthofmeister«

vorlesen. Bitte, tut es einem, der euch im Leben oft Ähnliches zuliebe getan hat. Dann werdet ihr an mir einen verklärten Ausdruck wahrnehmen, und sanft gehe ich von euch, ihr Guten.

Selbstanzeige

Am 5. Februar, veranstaltet vom Akademischen Verband für Literatur und Musik, eine Vorlesung im Festsale des Ingenieur— und Architekten—Vereines: I. *Jean Paul*: Die wunderbare Gesellschaft in der Neujahrsnacht (die letzten Seiten aus dem Kampaner Tal«, die auf dem Programm vorbehalten waren, wurden nicht gelesen). II. *Shakespeare*: die ersten drei Akte aus dem »Timon« (Dorothea Tieck) mit Weglassung weniger Szenen und Stellen. Die Clownszenen aus »Liebes Leid und Lust« (aus dem 3. und 4. Akt, Baudissin). III. *Apokalypse* (Luther): aus 6., 8., 9. und 13. Als Zugaben die Glossen: Der kleine Brockhaus / Morgen jährt sich / Wahrung berechtigter Interessen / Schlichte Worte / Jene elegant gekleidete Dame / Vision vom Wagentürlaufmacher / Ostende, erster Morgen.

Die '*Arbeiter—Zeitung*' (Wien, Sonntag, 11. Februar) schrieb:

Leseabend Karl Kraus. In seinem Leseabend, der am letzten Montag im Saale des Architektenvereines stattfand, wollte Karl Kraus nur seine Kunst des Vorlesens bewähren: er verzichtete auf den Reiz, der aus der Vorlesung eigener Werke erfließt, und wählte Bruchstücke aus Jean Paul, Shakespeare und Luther, bei denen die Kunst des Vortrages den entfremdeten Stoff überwinden mußte. Vielleicht war die Auswahl doch zu sehr von dem Wunsche bestimmt, die Vortragskunst isoliert erglänzen zu lassen; selbst Kraus, der es trifft, das feinste Geäder des Stoffes vor dem Hörer auszubreiten, gelang es schwer, die Frostigkeit der Jean Paulschen Allegorie vergessen zu machen. Den reinsten Eindruck machten die Szenen aus »Timon von Athen«, in denen die Gutmütigkeit des vertrauenden Verschwenders und seine wilde Enttäuschung ebenso plastisch hervortraten wie die feilen Ausreden der falschen Freunde. Überraschenderweise wurden die träumerisch—weichen Stellen von dem in seinen Lebensauffassungen so unerbittlichen Kritiker, der nicht selten ein Dichter ist, am schönsten

gesprochen: zum Beispiel der Anruf des letzten Lesers und Menschen bei Jean Paul und die ergreifende Stelle in der Offenbarung Johannis: »Und der Name des Sternes heißt Wermut.« Ein ganzes Kunststück war die Wiedergabe einiger grotesker Stellen aus Shakespeares »Verlorner Liebesmüh«; aber mit so viel Witz die alten Possenreißereien auch ausgestattet wurden, so hatte man doch das Gefühl, daß das einigermaßen zu viel Theater sei. — Natürlich mußte Kraus, der immer ein jauchzendes Publikum findet, zum Schluß einiges aus seiner 'Fackel' zugeben, und das war, trotz der Kürze, der unterhaltendste und auch belehrendste Teil des Abends. Wie hat er die ganz kleine Skizze: »Schlichte Worte« (ein paar Bosheiten über die Schmock— und Schmuckreportage, die in Wien so herrlich grassiert) vorgelesen! Es war ein regelrechtes Drama. Aber es wäre grundfalsch, zu sagen, er habe das aus der Skizze »gemacht«, man sah vielmehr, mit welcher Unmittelbarkeit Kraus die Dinge empfindet, die ihm in Worte zusammenfließen und zur Kunst sich formen. Darin steckt eben die ungemeine Kraft und Bildhaftigkeit dieser Prosa, in der das Wort gleichsam das Kleid des Angeschauten ist.

a.

Eine Vorlesung in *Graz* am 18. Febr., veranstaltet von der Konzertdirektion Seelig, im Rittersaal: I. Der Traum ein Wiener Leben. — Aphorismen und Glossen (Die Feuilletonisten und die Natur / Der kleine Brockhaus / Riedau und Lido / Ostende, erster Morgen / Ein Gedanke und sieben Kreuzer / Die Vision vom Wiener Leben / Vorstellung eines Tages der Kindheit). — Die Welt der Plakate. II. Die chinesische Mauer. Als Zugaben: Das Ehrenkreuz. — Die Glossen: Der Deutlichkeit halber / Schlichte Worte / Zur Erleichterung des Lebens / Wiener Totschlag / Gefährlich / Hinaus! / Teilnehmer an der Tafel erzählen / Zweiunddreißig Minuten / Angesichts / Eine Kollektion Ansichtskarten. — Die Vorlesung wird am 4. März wiederholt.

* * *

In der '*Budapester Presse*' (25. Januar) ist ein Aufsatz von Eugen Lázár: »Drei Künstler« (Karl Kraus, Adolf Loos, Peter Altenberg) enthalten. In den '*Masken*' (Halbmonatsschrift des Düsseldorfer Schauspielhauses, VII. 10. Heft, 15. Januar 1912) ein Aufsatz: »Karl Kraus« von Hermann Meister. Von demselben Autor früher Kritiken über die »Chinesische Mauer« und »Heine und die Folgen« in den '*Heidelberger Nachrichten*' (17. Oktober 1910 und 15. Januar 1911).

Aus einem Aufsatz von W. Haas im '*Prager Tagblatt*' (31. Dez. 1911): »Drei Essaybücher: Jakob Grimm, Karl Kraus, Ludwig Speidel« wird hier auch das über Speidel Gesagte wiederholt, weil auch ihm gegenüber die Pflicht zu erwachsen scheint, einer Verschwörung entgegenzuwirken. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wollen sich die toten Lebenden an dem lebendigen Toten, der aus ihren Reihen getreten ist, rächen, und das Publikum tut mit im Unterlassen. Der Berliner Verlag, der die Ausgabe der Werke Speidels begonnen hat, dürfte heute schon einsehen, daß ihm die Unterstützung der Neuen Freien Presse dort sicherer und auch rentabler ist, wo er sich für die Werke des Herrn Zifferer einsetzt. — Nach der Besprechung der Neuausgabe der »Kleinen Schriften« Jacob Grimms heißt es:

»Silence and Secrecy!« — ruft Carlyle: sie seien die verehrungswürdigsten Götter der gegenwärtigen Menschheit; denn sie allein

sind imstande, was wir »eine Persönlichkeit« nennen, zu schaffen und auszubilden in seelischen Perioden, in denen das Einzelindividuum rezeptiv wie aktiv sich restlos in die Außenwelt aufzulösen droht; in denen »leben« nicht viel mehr heißt, als ein haltloses Schwanken zwischen krampfhaften Abstraktionen eigener wie fremder Lebensäußerungen (Selbstzerwürfnis und Mißtrauen) und fortwährendem Sichanklagen, Bekennen, Sichpreisgeben. Durch sie könnten wir von unseren zerebralen Leiden wieder genesen: sie würden uns helfen, dem schrankenlos allseitigen Ausströmen unseres Selbst einen Damm zu setzen, sie uns daran hindern, daß wir in den entmutigenden Sumpf einer überentwickelten sinnlichen Aufnahmsbereitschaft versinken; kurzum: sie, und nur sie vermöchten den nötigen Nährstoff für das gesunde Wachstum dem Einzelindividuum zuzuführen einer Zeit gegenüber, die unruhig, kleinlich und durchaus nur aufs Allernächste gerichtet ist.

Keiner hat — wenn anders das imaginäre Bild seiner Persönlichkeit, wie es sich in uns aus seinen Werken aufbaut, der Wirklichkeit entspricht — die grausame Wahrheit dieser Worte schmerzvoller fühlen müssen als Karl Kraus in den Jahren seiner inneren Entwicklung. Keiner hat so sehr an der Außenwelt gelitten wie er; keiner auch den empfindsamen Kern einer leichtverwundbaren Seele schamvoller verhüllt. Aber er ist Dichter: etwas zwingt ihn, den Inhalt dieser seiner Seele, seine innere Welt, nach außenhin sichtbar zu gestalten. Schamhaftigkeit und dichterischer Trieb drängten sein Schaffen notwendig in die Satire; denn diese formt nicht zentrifugal (vom Subjekte aus, wie etwa die Lyrik), sondern zunächst abwehrend, als Grenzwache eines inneren Königreiches gewissermaßen, das sie gegen die Außenwelt zu verteidigen hat.

Karl Kraus vermag die scheinbar fernstliegenden Vorgänge der äußeren Welt zum Problem zu erheben: eine Sensationsaffäre so gut wie das Erdbeben auf Messina; das unabwendbar ersprießliche Wirken eines Festzugskomitees, eines Männergesangvereines, wie die gelbe Gefahr; die Grimasse Wiener Gemütlichkeit, wie das Eindringen der juristischen Rechtsordnung in rein moralische Schuldfragen. Mit einer Sicherheit, die gewiß mehr intuitiv—blitzhaft als bewußt vorgeht, führt er alle diese Dinge in ruhiger logischer Fortentwicklung bis zu jenem Punkte, an dem sie irgendwo an die Peripherie seiner ethischen oder ästhetischen Weltanschauung stoßen, und gewährt so neben dem rein—künstlerischen Genuß das schöne Schauspiel einer unglaublich ausgebildeten Feinhörigkeit.

Solcher Art schöpferisch, malt er, vom Standpunkte des Literaturkritikers gesehen, eigentlich immer nur an der Landschaft seiner inneren Natur; formt unaufhörlich ein einziges großes Selbstbildnis, das, an der Hand von Vorgängen der äußeren Welt, nur um diesen oder jenen kleinen Zug vermehrt wird. Ehrfurcht vor der Tatsache, Anbetung des Phänomens: Existenz sind ihm fremd wie nur etwas; und gewiß hätte er Flauberts Glaubenssätzen: »der Künstler darf in seinem Werke nicht mehr erscheinen, als Gott in der Natur; der Mensch ist nichts, das Werk alles!«, wären sie ihm je vor Augen gekommen, eine seiner bestgelungenen Glossen gewidmet.

Freilich: seine Natur ganz zu überblicken, nicht nur diesen oder jenen charakteristischen Zug, diese oder jene merkwürdige Seite seiner oft widerspruchsvollen Persönlichkeit, dazu genügt nicht die Kenntnis eines Buches und sei es so vortrefflich wie »Die chinesische Mauer«. Den Künstler Kraus fühlt vielleicht schon, wer nur zwei Sätze von ihm gelesen hat; der lebende Mensch spricht lebendig nur zu dem, der ihn im Breiten liest, von der kleinsten Fackelglosse bis zu seinen großen apokalyptischen Weltbildern. Das mag gleichgültig sein bei geringeren Naturen mit bedeutenden artifiziellen Fähigkeiten; dem Herausgeber einer 'Fackel' wurde es zum Geschick. Die merkwürdig »zentripetale« Art seiner satirischen Schöpfung bringt es mit sich, daß, wer nicht die geschlossene Lebensanschauung einer Persönlichkeit hinter dem Werke fühlt und aus ihr die innere Notwendigkeit des satirischen Angriffes abzuleiten vermag, oft nur Unfug vermutet, wo ein unerklärlich schicksalsmäßiger Zwang vorliegt. Eine reinliche, dabei aber höchst widerspruchsvolle Natur wie Kraus nun, den wirklich »Reportermeldungen auf der fünften Seite des Wochenblattes für Leitomischl und Umgegend« unter Umständen zu einer Stellungnahme zu veranlassen vermögen, ist dieser Gefahr ganz besonders ausgesetzt; denn wie leicht mag selbst dem aufmerksam Hinblickenden in der Betrachtung eines letzten Ausläufers seines komplizierten, vielfach verästelten Gesamtwerkes der Zusammenhang mit dem Stamme entgehen, dem jener Ausläufer entsprungen ist. — — —

»Und wieder, indem ich von einem Buch sprechen wollte, rede ich von einem Menschen. Das aber ist ja gerade das Zeugnis für ein gutes Buch, daß es uns auf den Menschen zurückführt. Eine Schrift, die jeder könnte geschrieben haben, ist keine.« —

Diese schönen Worte Ludwig *Speidels*, die er der ersten populären Ausgabe von Jacob Grimms »Kleinen Schriften« widmete und die nun auch der neuen voranstellen, sollten von rechts wegen jede Besprechung eines vorzüglichen Buches schließen können; und müßten sie schon als Rechtfertigung hier stehen, um zwei Betrachtungen abzuschließen, die höchstens im Werte ihrer Objekte eine Art von Gemeinsamkeit finden lassen, so haben sie ein doppeltes Anrecht darauf, sobald von den Schriften ihres Urhebers gesprochen werden soll.

Aus vier, teilweise recht umfangreichen Bänden spricht hier die Seele eines edlen, reifen, wahrhaft großen Mannes; aber auch die Kraft eines Prosaikers, der wirklich »schreiben« konnte; »schreiben« im höchsten, ehrfurchtgebietenden Sinne, nicht im heutigen; also: den Ausdruck bis ins letzte Detail durchbilden, den geformten Körper mit eigenem Blute wärmen und beleben, bis er selbst zu sprechen anhebt und den leblosen Buchstaben vergessen läßt.

Diese mystische Fähigkeit, zu »vivifizieren« wie Novalis sagt, besitzt Speidel in jedem Satze seiner zahlreichen Schriften; nicht immer freilich so intensiv wie in den Weihnachtsfeuilletons, die uns gesammelt unter dem Titel »Heilige Zeiten« als dritter Band der gesammelten Schriften vorliegen.

Hier ist Andacht, süßestes Kindheitserinnern und Sehnsucht: »O wüßt ich doch den Weg zurück, den lieben Weg zum Kinderland!«;

hier dichterisches Mitempfinden mit Mensch und Tier und Ding, und große, umfassende Weltliebe. —

Es ist kein Buch für alle Tage und für jedermann: Aber eines für diese schöne Zeit und für gute, stille Menschen.

Mein Vorschlag

das leer stehende Burgtheater an das einzige künstlerische Ensemble Wiens, an die Budapester Orpheumgesellschaft, zu verpachten, wurde von Herrn v. Berger mißverstanden. Es war nur so weit ein Scherz, als es ein Scherz ist, zu wünschen, der klügste Mann im Staate solle Kanzler sein, der Kühnste Feldherr und der Bühnenkundigste Burgtheaterdirektor. Ein Scherz ist der Glaube an die Erfüllbarkeit solchen Wunsches, nicht der Wunsch. Nicht die Ansicht, daß die in einem Hotelsaal spielende Truppe die heutige Wiener Theaterkunst vorstelle — das wäre nicht viel —, daß sie aus dem schmutzigsten Stoff das reinste Vergnügen bereite, welches Theaterkunst überhaupt zu bereiten vermag. Es ist dafür gesorgt, daß ein künftiges Geschlecht aus der heutigen Presse nicht erfahren wird, daß es in Wien eine Truppe gegeben hat, die in Wahrheit »der Spiegel und die abgekürzte Chronik des Zeitalters« war; denn während die anderen, »die ich habe spielen sehen und preisen hören, weder den Ton noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten«, so hatten diese den Ton und den Gang von Juden, und darum wurden ihnen nicht die Kritiker ins Haus geschickt, ihre Meisterschaft zu preisen, sondern die Inseratenagenten, denen allein sie es zu verdanken hatten, daß sie wenigstens unter den üblichen Bedingungen beachtet wurden und Zulauf fanden. Und doch wäre kein Wort der lautesten Anerkennung zu viel für diese Schauspieler, die wo kein Burgtheater mehr da ist, um »dem Jahrhundert, und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt«, keines mehr, »der Schmach ihr eigenes Bild«, und nur mehr eines, das Bild der eigenen Schmach zu zeigen — doch dein kulturellen Brei, wo er am anrücklichsten ist, seine vollkommene Form gegeben haben. Sie müssen es sich gefallen lassen, von den Teilnehmern und Emporkömmlingen dieser Sphäre unterschätzt, von den Zuständigen und Verantwortlichen für die Zweideutigkeit der Welt, die sie zur Kunst erheben, verantwortlich gemacht und hinter das schäbigste Operettenvergnügen gestellt zu werden, dessen traurige Spender sich durch einen Vergleich mit ihnen »beleidigt« fühlen. Das tonangebende Gesindel, das die Premieren ablaust und dem kein Burg— oder Volkstheaterdurchfall zu uninteressant ist, um darüber Feuilletons zu schreiben und zu lesen, hielte es für »paradox«, und die Behörde selbst würde erschrecken, wenn man behaupten wollte, daß eine »Singspielhalle« ihre Konzession zu Wirkungen ausnützt, denen in der Ursprünglichkeit, Geschlossenheit und Zielkraft nichts, was heute zwischen Wien und Berlin geleistet wird, und wenig von den Erinnerungen an echte Theaterzeiten verglichen werden kann. Wenn man von der verehrungswürdigen Gestalt eines Girardi und von der verbannten Bodenwüchsigkeit eines Oskar Sachs absieht, so könnte ein ganzer Wiener Theaterjahrgang mit aller Langweile und aller Tüchtigkeit vor einem Abend, an dem Herr Eisenbach gut aufgelegt ist, nicht bestehen. Es ist absolut unerläßlich, coram publico und vor der bezahlten Feigheit der Wiener Presse es auszusprechen, daß in Wien bei Rauch und Tellermusik Einer spielend jene Grenze erreicht, wo er aus der Pflicht des nachgesprochenen Wortes in die Macht des nachgeschaffenen Lebens tritt. Von solcher Genialität lebt uns nur — das Bei-

spiel Girardi. Herr Eisenbach hat etwas von dessen selbstverständlicher Begabung, den Menschen in die Szene einzuschöpfen und um ihn herum jedes Versatzstück zu verlebendigen, des toten Steins nicht, nur des Nichts zu bedürfen, um das Element herauszuschlagen; von der Sprungkraft, die die Gestalt vom kleinsten Anstoß nimmt, und von der persönlichen Fülle, welche es ermöglicht, immer den liebenswürdigen Gestalter zu agnoszieren und den abstoßenden Typus nicht wiederzuerkennen. Ein solcher Selbstspieler in der Verwandlung der Häßlichkeit zum Humor ist auch Herr Eisenbach. Nur daß er auch ein Mitterwurzersches Raffinement hat, sich neben der Maske seiner ureigenen Wirkung in den verschiedensten Typen finden zu lassen. Um sich zu verstecken, dazu würde er nur der Technik und des Dialekts bedürfen, denen er nichts verdankt, weil sie ihm Zubehör und nicht Hauptsache sind. Einer, der wie sonst nur noch Girardi es vermag, mit einer Geste ein Drama in die Posse einzulegen, mit einem Blick den Wirbel der Heiterkeit abzustellen und das Publikum so zu zwingen, daß es die Träne, die vom Lachen kam, gleich beibehalten kann. Ein Possenreißer, der zum Erhabenen nicht einmal einen Schritt braucht. Größeres als die Gestalt des jüdischen Vaters, der den humoristisch eingestellten Beweis, daß seine drei Kinder nicht von ihm sind, tragisch erlebt, wäre nicht denkbar, wenn Herr Eisenbach nicht auch in einem Sketch aufträte, an dem verblüffender als der virtuose Wechsel von sechs Masken die Verinnerlichung jeder einzelnen ist. Alles Trickhafte, das zu solchen Durchschlüpfungen je einen Schauspieler gereizt hat, weit übertreffend, scheint er ein Leben der ältesten Charge zu entdecken. Die Visionen des abwärts entrückten böhmischen Hausmeisters, der nicht mehr von dieser Welt ist, und der resignierte Schmerz eines Jahrtausends, zu dem er den Tonfall eines jüdischen Greises fortsetzt, sind solche Einfühlungen, die mehr stauen machen als die blitzende Verwandlung des Kostüms. Und noch zwei besondere Augenblicke gibt es da. Einen ganz bescheidenen, wie er den wienerschen Schlossergesellen den jüdischen Jargon mit gespreizten Fingern und einem »chaidrachai« primitiv nachahmen läßt und plötzlich wie ein ganzes altes Bild aus der Wiener Vorstadt dasteht. Einen zweiten, der, eine vollkommene Metamorphose innerhalb der Verwandlung, dem stumpfsten Publikum Schauer über den Rücken treibt. Er gibt sich, als englischer Artist, der dem Richter nicht mit Worten verständlich machen kann, daß er zuhause einen Schimpansen habe, einen Ruck und geht als Schimpanse um die Bühne herum. Er trägt das Kleid des englischen Artisten und es ist ein Affenfell, er hat die Haut eines Menschen und sie ist fahl. Er hat die Glieder des Schimpansen und starrt mit dessen Augen in eine Welt, aus der die Seele des Schauspielers in eine Vorwelt zu starren scheint. Er erlebt in einem Gang über die Bühne ein Zurück, als ob er entsendet wäre, die letzte Stichprobe auf die Zuverlässigkeit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis zu machen. Dies Nebenbeispiel einer inneren Affendarstellung, ohne Kostüm und Maske, zeigt, wie fern aller technischen Beflissenheit dieser sonderbare Schauspieler seine psychische Zwingherrschaft über alles Organische aufgerichtet hat. Es gehört zu den ergreifendsten Eindrücken, die ich in fünfundzwanzig Jahren — die letzten zwei davon habe ich fern einer Wiener Bühne erlebt — vom Theater bezogen habe. Noch wäre zu sagen, daß die Posse selbst, die dort gespielt wird, hinter der handwerklichen Gelegenheit für eine wahrhaft schöpferische Schauspielkunst Witz und Seele hat und mit völliger Unabsichtlichkeit Wirkungen heraufführt, die der talentlosen Frechheit unserer Theaterkassenräuber versagt sind. Dieses Stück — von den Herren Glinger und Taussig — heißt »Die fünf Frankfurter«. Es sollte auf diesen Titel, den es nicht zu parodistischen Zwecken übernommen hat, verzichten, um nicht mit dem Schund ver-

wechselt zu werden, der jetzt auf dem Repertoire des Burgtheaters steht. Gäbe es hier Künstler wie die Herren Eisenbach und Rott, Könner wie Herrn Berg und alle andern — die prächtige Frau Hornau ist nicht ersetzt worden —, so könnte man getrost auch den Schund hinnehmen. Aber nicht das Budapesterpheum, sondern das Burgtheater hat bewiesen, daß es, um Geschäfte zu machen, verwechselt werden muß. Herr v. Berger hat meinen Vorschlag, seine Lokalität einem vorzüglichen Ensemble einzuräumen, mißverstanden. Er hat geglaubt, es werde gelingen, dem Burgtheater aufzuhelfen, wenn man nur den jüdischen Jargon herübernimmt. Er irrte. Wenn im Burgtheater gemauschelt wird, so ist damit noch gar nichts bewiesen. Es kommt in der Kunst darauf an, wer mauschelt. Der Einfall, das Burgtheater an einer widerlichen Pikanterie schmarotzen zu lassen, die Idee, schlechte, aber vornehme Hofchauspieler an Effekte preiszugeben, die einer gewachsenen Meisterschaft in dieser Stadt des stofflichen Humors leider zu einer niedrigen Popularität verholfen haben, ist eines Desperado würdig. Wenn man aber die umfassende Toleranz der Hofbehörde, welche die sonst ernst genommene Familie Rothschild durch einen schmierigen Ulkbruder verhöhnen und den päpstlichen Segen mit einem Mauschelwitz beantworten läßt, wenn man selbst im Wiener Durcheinander von Wurstigkeit die Langmut gegenüber einem Burgtheaterdirektor zu begreifen aufhört, der Nachrufe für Lebende und Schlüsselromane gegen Tote schreibt, dann beginnt man zu glauben, die österreichische List wolle einen Mann, dessen sie sich zu entledigen wünsche, schuldig werden lassen. Nun wäre das Maß ja voll. Wie plumpe Gewinnsucht nach einem von sämtlichen Bühnen abgelehnten Stück greift, weil die Verbindung der Hoftheaterwürde mit dem Jargon, der Tradition mit der Mischpoche großen Zulauf verspricht: das ist ein Schauspiel, das seinen Operngucker wert ist. Und nicht gegen die Verunehrung des Burgtheaters — dieses hat nichts zu verlieren —, sondern gegen die Kompromittierung der Budapesterpheumgesellschaft muß protestiert werden.

Karl Kraus

Razzia auf Literaturhistoriker

Von *Karl Kraus*

Hier blüht mir der unmittelbare, der praktische Erfolg. Den Schmierer des Tages deckt die Institution. Dort ist nur ein allgemeiner Ekel groß zu ziehen, freilich so groß, daß die übernächste Generation, wenns eine gibt, mit ihm zur Welt kommen wird. Das werde ich erreichen! Aber solange ich diese Schweine schlachte, wachsen sie nach. Da ist nicht mehr zu wollen. Den Journalisten deckt die Institution, schlage ich ihm das miserable Ich kaputt, flüchtet er in das sichere Wir, dort kann ihm nichts geschehn, und um den Betrieb zum Stillstand zu bringen, müßte ich schon eine Bande organisieren, die dem geistigen Wink mit der Tat gehorcht. Oft gelüftet's mich. Eine Osternummer zu verhindern, ist mein Traum. Für ein Sonntagsliteraturblatt, das man mir lebend liefert, würde ich eine Woche lang hungern. Oft denke ich mir, noch ist es Zeit, in ein paar Stunden wird gedruckt, wer jetzt hinginge und den Kerlen in den Arm fiele — sie überlegten sich's vielleicht. Ich bin überzeugt, daß der ganze Schweinekoben durch einen rauhen Zuruf einzuschüchtern ist. Vor dem gedruckten Wort fürchten sie sich nicht, den Schwindel kennen sie — aber

wer sie persönlich anriefe: »Was fällt euch denn ein, ihr Steißgeburten der Empuse? Hand weg vom Geist, ihr Bankerte, erschaffen im Übersatz der Natur! Klöße aus Druckerschwärze! Ebenbilder eines Satans, der täglich zweimal das Abweichen hatte, was fällt euch ein?« — wer so spräche, ich glaube, der hätte gewonnenes Spiel. Wer's nur aufschreibt, kann ihnen nicht schaden. Sie lachen über den Witz und stinken noch mehr. Es macht ihnen Reklame, es hilft ihnen zur Karriere. Sie stinken harmonisch mit der Welt —: ich kann nur über die Generation hinaus wirken. Anders die Schapseln der Unsterblichkeit, die Literarhistoriker. Die sind noch Stück für Stück abzutöten. Da läßt sich Schrecken verbreiten. Da kann man noch auf die Herren Eltern einwirken, die es sich zehnmal überlegen werden, ehe sie den Jungen das unsaubere Handwerk erlernen lassen. Hier habe ich die nervenschmeichelnde Hoffnung auf den unmittelbaren, den praktischen Erfolg. Schließlich braucht unsereiner zu Zeiten auch so was. Ich nehme sie alle einzeln vor und bin meiner Sache sicher. Ich bin fest entschlossen, die Dezimierung der Literaturgeschichte erbarmungslos binnen kurzem zu vollziehen. Versteht sich, ich will nicht, daß die Kerle ihr Brot verlieren. Sie haben nur aufzuhören, es mit dem Blut der Künstler zu verdienen. Wenn sie Diurnisten werden wollen, lege ich ihnen kein Hindernis in den Weg, und es ist mir nur erwünscht, wenn sie dann den Beruf verfehlen und Journalisten werden. In dieses Gebiet unendlicher Nullität will ich sie mit Lust hineinpeitschen. Es macht mich ja so nervös, daß ich die ganze Gesellschaft nicht auf einem Misthaufen beisammen habe. Es zersplittert mich. Wenn alles, was sich heute irgendwie erfrecht, Hand an den Geist zu legen, Journalist geworden sein wird, dann wird mich die Welt weniger ermüden. Und dann gehe ich weiter. Dann bring' ich sie alle in die Neue Freie Presse. Es soll nur diese geben! Alle andern sind überflüssig, tun zum Weltbild nichts Neues oder verwirren es. Es soll nichts sein außer der Neuen Freien Presse. Dann werde ich am siebenten Tage ruhen können.

*

Wer mir wohl will, mache mich jetzt auf Literaturgeschichten aufmerksam. Ich kann davon nicht genug haben. Die kleinste Gabe ist willkommen. Ich will jeden Literarhistoriker beachten und wäre er ein so offenbarer Analphabet, daß er selbst dem Herrn Professor Sauer in Prag auffällt. Dieser macht also auf das Buch eines gewissen Brischar aufmerksam, »Deutschösterreichische Literatur der Gegenwart«, erschienen bei Deuticke (das ist die ehrwürdige Buchhandlung, die es stolz von sich weist, ein Titelblatt von Kokoschka im Laden zu dulden). Herr Sauer ist hauptsächlich deshalb gegen das Werk, weil darin — man denke — »Seume neben Grillparzer, Hebbel und Raimund ins silberne Kaffeehaus versetzt und Hamerling für einen Steirer gehalten wird«. Herr Sauer nennt das »kaum zu erklärende Mißverständnisse«. Ich hätte, wenn ich den Brischar zu rezensieren gehabt hätte, sein Dasein und seine Zeitgenossenschaft mit meiner Existenz für ein kaum zu erklärendes Mißverständnis gehalten, ich hätte mich darüber gewundert, daß sich Setzer, nicht Verleger, nein Setzer fanden, der Verbreitung der folgenden Gedanken Brischars Vorschub zu leisten. Sein erster Satz lautet:

Es ist noch nicht allzulange her, daß man *von* einer österreichischen Literatur als *eines* eigenen, gesonderten Zweiges der deutschen überhaupt spricht.

Ich blättere nur im Brischar:

»Es ist etwas Eigenes um Österreich und die Österreicher.«

Wieso ?

»Und mehr als einmal haben die Österreicher bewiesen, daß sie sich dieses Gedankens bewußt sind, und die Schlachtfelder von

Custozza, Solferino und Königgrätz zeigen, daß sie bereit sind, für das alte, oft geschmähte Österreich gegebenenfalls auch ihr Blut zu verspritzen. Aber auch in Art und Weise unterscheidet sich der Österreicher von den übrigen deutschen Stämmen.«

Besonders gut schneidet natürlich der Bartsch ab, der ja für Österreich gegebenenfalls sogar seine Tinte zu verspritzen bereit ist. Damit wären wir beim »Hauch des Wiener Bodens« angelangt, der aus verschiedenen Romanen der neueren Literatur »spricht«. Aber auch die Dramatiker sind nicht ohne. Brischar stellt hohe Anforderungen:

Denn Dramatiker und nur Dramatiker soll der Dichter sein, der sich auf dieses Gebiet wirft. Daß er zuerst überhaupt Dichter sein muß, glaube ich nicht erst erwähnen zu müssen. Vom Routinier aber, vom bloßen Unterhaltungsschriftsteller und Dramenschreiber kann hier schon aus räumlichen Gründen nicht die Sprache sein.

Auf Vollständigkeit mache man nicht Anspruch:

Daß es ohne kleine Fehlregistrierungen bei einer derartigen Gruppeneinteilung nun einmal nicht abgeht, ist klar. Auch der Literaturhistoriker und Kritiker ist nur ein Mensch. Und Irren ist menschlich.

Mit diesen Gedanken schließt Brischar ein Kapitel, ich bin gespannt, wie er das nächste eröffnen wird, ich blättere um, und ei siehe da, aller Anfang ist schwer, aber frisch gewagt ist halb gewonnen, er setzt die Erkenntnis hin:

Ein politisch Lied, ein garstig Lied!

Ich habe eine glückliche Hand im Blättern. Ich bin überzeugt, Brischar hat gefürchtet, daß mir der folgende Satz entgehen werde:

Der Umstand aber, daß er mit der *beißenden Lauge* seines Spottes und seiner Satire nur *niederreißt*, ohne auch nur den Willen zum Aufbauen zu haben ...

Aber das geht nicht gegen mich, sondern gegen einen Größeren, gegen Max Burckhardt, dessen ätzender Spaten ja bekannt ist. Indes, was ist das alles gegen die Jerusalem—Kotanyi! Die kann mehr. Sie zieht zu Felde (nämlich gegen ein uraltes Übel am Leibe der Menschheit). Und nicht genug an dem: sie leuchtet hinein, sie deckt auf (nämlich das furchtbare Elend derer, die für kargen Lohn den oft siechen Leib schaler Lust verkaufen.) Mehr als das: sie packt mit kühnem Mute (nämlich eines der heikelsten und furchtbarsten Gebiete unseres sozialen Lebens), sie deckt abermals auf (nämlich die furchtbare Beule, die diese Institution, so wie sie jetzt ist, am Leibe der Gesellschaft bildet), sie erhebt eine Anklage, sie wendet sich, sie reißt Stück für Stück die Hülle weg, sie zeigt bis in die letzten Details, sie entwirft ein Bild (nämlich in seiner furchtbaren Wahrheit), sie kämpft (nämlich gegen den furchtbaren Feind der Menschheit). Es handelt sich nämlich um die letzten Schlupfwinkel und Höhlen, und die beleuchtet sie. Es handelt sich sozusagen gewissermaßen *sit venia verbo* um das bekannte Treiben in den Häusern und Kasernen, darin weiße Sklavinnen huldigen müssen. Wem müssen sie huldigen? »Der Venus *vulgaviva*«, *sit veneria verbo*. Aber ich lasse mich von einem Mädchenhändler in einen Schlupfwinkel verkaufen, ja ich lasse mich zwingen, den »Heiligen Skarrabäus« zu lesen, wenn es ein Druckfehler ist! Ich bin überzeugt, Brischar hats niedergeschrieben, wie ers gehört hat. Sie sagte: Gehst mit, schöner Literaturhistoriker? Er fragte: Wohin? Sie sagte: in die Häuser und Kasernen! Er fragte: Was bist du? Sie sagte: ich bin eine Protestierte. Er frag-

te: Wem huldigst du? Sie sagte: Der Venus vulgaviva. (Brischar ab.) Ich blättere inzwischen und finde den Satz:

Wassermann ist zwar seiner Geburt nach Bayer. Er lebt jedoch seit langem in Wien. Was jedoch die Besprechung seiner Werke in dieser Schrift veranlaßt, das ist die ganz an die Art der Österreicher gemahnende Art seiner Schreibweise.

Da ich mir eben die Frage stellen will, ob diese Literaturgeschichte nicht doch von dem Einspänner, der mich immer anruft, verfaßt sei, und mich zu schämen beginne, an so karger Reibfläche mich entzündet zu haben, gerät mir ein Artikel zwischen die Finger, der in der »Literarischen Rundschau« des Neuen Wiener Tagblatts — einer der verderblichsten Einrichtungen — erschienen ist. Da wird denn hunderttausend Lesern der Brischar ans Herz gelegt. »Das Buch weckt« — wirklich, das Buch weckt — »im Österreicher angenehme Empfindungen, es wird in den Gauen und landsmannschaftlichen Verbindungen mit Selbstgefühl gelesen werden. Das schadet nichts, wenn die österreichische Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten.« Wie das? Ich nämlich kann die österreichische Rose schon seit längerer Zeit nicht riechen. Aber das mag ein Vorurteil sein. Wie sich die Gae verhalten werden, weiß ich nicht. Sicher ist, daß dem Österreicher, in dem dieses Buch irgend etwas weckt, nicht mehr aufzuhelfen ist. Er hat seiner historischen Mission, ein Bollwerk gegen die Türkengefahr zu bilden, genügt. Er mag zugrundegehen. »Und auch der Fachkundige kann sich dem Gesamteffekt seiner (Brischar,) darstellenden Aufzählung nicht entziehen. Das Quantum ist in der Tat ein sehr erkleckliches und die Qualität, nun sie ist vornehm konkurrenzfähig.« Die Fachkundigen gehören ja schon lange an den Galgen, das ist bekannt, aber daß der Brischar vornehm konkurrenzfähig ist, das kann ihm sein Todfeind nicht nachsagen. »Das Buch zieht durch seinen unbefangenen Ton an ... Die Palme scheint Brischar denen aus der Steiermark zuzuerkennen ... « Weiß Gott, das tut er. Aber nachdem er gezeigt hat, daß die Gedanken des Bartsch »bis an die letzten Rätseln des Daseins und der Kunst gehen«, gibt er die folgende einfach erschöpfende Übersicht über die Kunst im allgemeinen:

Immer neue Formen der Dichtung entstehen im Wandel der Zeiten. Und wo einstens Lyrik und Epos allein die dichterische Kunst ausmachten, entstanden nacheinander Roman und Novelle. Erst spät entschloß man sich, auch das Drama, das ja lange Zeit bloß als das Handwerkszeug des Schauspielers galt, als Mittel zum Zweck, als Folie, auf der dann seine Kunst sich abheben konnte, als Kunstwerk anzuerkennen.

Kommt Brischar hier bei aller Klarheit des Gedankens mit dem »als« in Verlegenheit, so weiß er sich später bei anderer Gelegenheit leicht zu helfen:

Nicht bald aber verwischen sich die Grenzen so wie beim lyrischen Roman, der mehr der Novelle gleicht *denn* dem Romane.

Sehr stark und dichterisch ist auch die Abkürzung:

Zu spät kommt Tristans Reu'.

Oder die Weglassung:

Nur mehr die wundervolle Sprache dieser Novellen verrät, daß ihr Schöpfer Lyriker.

Zwingend die Klimax:

... Stücke, die mit einem großen Aufwande an Zeit, Mühe und last not least — Geld in Szene gesetzt wurden.

Schlagend die Erklärung:

... sie huldigen dem pikanten Genre, zu deutsch Cochonnerie,

Einleuchtend die Wendung:

Und so ist es denn nur zu bedauern, wenn Dämon Alkohol, *der Schnaps*, den einzigen Lichtpunkt im Leben dieser Ärmsten bildet.

Besonders anschaulich:

... mochte ihnen immerhin der Hauch voller Bühnenwirksamkeit fehlen.

Von der tiefen Bescheidenheit Brischars aber gibt der folgende Satz Kunde:

Zu welch abgebrauchten Phrasen und Schlagworten müßte man greifen, wollte man ...

Es gelingt ihm dennoch. Nur ist er sparsam und sagt über verschiedene Autoren dasselbe. Während nicht nur der Bartsch, sondern auch Hofmannsthal »bis an die letzten Rätsel des Daseins geht« — wohl ein Druckfehler für »Rätseln« —, muß sich dieser wieder mit den Herren Zweig und Salus in den Satz teilen:

Formkunst, aber vollendete Formkunst sind die ... Novellen Hofmannsthals (S. 101)

Formkunst, aber vollendete Formkunst sind die ... Gedichte des Wieners Z. und des Prager Arztes S. (S. 141)

Also ein armer Teufel, dem man ein paar alte Wendungen geben sollte. An keinen Unwürdigen wären sie verschwendet. Von Altenberg spricht er wie ein Diurnist vom Nachtleben:

... Beobachtungen und Phantasien, die in allem den Kult des Weibes, und zwar zumeist der Demimonde treiben, die stellenweise Spuren wirklich dichterischen Fühlens und Könnens zeigen. Aber dieses Talent geht unter in einem Wust von Manieriertheit. Daran ändert auch die Anschauung der Anhänger Altenbergs nichts, die die Schuld daran auf seine Lebenskunst schieben. Der Künstler, darf über seiner »Lebenskunst« das Leben und die Kunst nicht vergessen.

Zum Schlusse aber reckt sich Brischar empor und uraßt [praßt?] nur so mit den Gedanken. Er sagt einmal:

Tief in der Natur des Menschen begründet ist sein Hang zum Phantastischen.

Und von da geht's steil aufwärts, bis dorthin, wo er es ausspricht.

Die hervorragendste Tageszeitung Österreichs ist die Neue Freie Presse.

Den Glanzpunkt, sagt der Literaturhistoriker, bilden die geistvoll geschriebenen Leitartikel. Was aber die Neue Freie Presse besonders auszeichnet:

das ist ihre allsonntäglich erscheinende literarische Beilage, durch die sie sich unschätzbare Verdienste um das Literatur— und Kunstleben Österreichs erwarb. Die Beilage, in der die größten Geister unserer Zeit zu Worte kommen, ist eigentlich die größte literarische Revue in Österreich.

Während der 'Merker' ganz anders ist:

Erstklassige Federn referieren hier in zusammenhängenden, von der Hast des Tages und der eiligen Qual der Nachtkritik befreiten Artikeln über die Ereignisse des österreichischen Kunstlebens.

Zum Schlusse,

aber nicht als letztes sei noch Karl Kraus und seiner 'Fackel' gedacht, in der er in bitteren Sarkasmen gegen mancherlei Übel unseres öffentlichen Lebens zu Felde zieht. Daß er hierbei manchmal einseitig wird, ist, bei der großen Subjektivität Kraus' begreiflich.

*

In der Reihe der Unglaublichen, deren allerdürftigste man herausgreifen muß, um das ganze Handwerk zu diskreditieren, steht ein gewisser Kummer — vermutlich ein Volksschullehrer —, der eine »Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts« herausgegeben hat. Peter Altenberg nennt er im Zusammenhang mit der Tatsache, daß Herr Bahr Stammgast des Café Griensteidl war. Von diesem heißt es:

Er trug die Ideen der modernen Literaturbewegung nach Wien, wollte eine des Österreichertums bewußte Literatur erwecken und *scharte* in den Kaffeehäusern Wiens, *namentlich* im Café Griensteidl, eine *Schar Jungwiener* um sich. Kinder waren es von seinem Geiste: ... Felix Dörmann, Peter Altenberg ...

Man wird es nicht glauben, aber es steht dort wirklich so. Dagegen bekommt Herr Hofmannsthal fünf Seiten. Otto Stoessl, dessen Prosa die Ehre dieses schwätzenden Landes rettet und die Schmach dieser bauernfeldpreisgekrönten Zeit tilgt, ist den vaterländischen Herren, die für jeden Romanlieferanten, wenn er nur nach Heimat riecht, ein Gemüt haben, bis heute unbekannt. Von den vielen Literaten, die hier Erdgeruch haben, hat die Erde hier Literatengeruch. Und die Historiker nehmen sich die Nase voll. Herr Kummer befaßt sich auch mit den Zeitschriften. Er nennt die »literarischen Kampfzeitschriften«. Eine, von der er mit Recht vermutet, daß sie seinem Dasein feind ist, nennt er nicht. Dagegen weiß er, wo etwas Gutes zu holen ist.

»Die durchschnittsmäßig—naturalistischen Schauspieler versagten auffallend, wenn sie sich an Rollen wagten, bei denen sie sich nicht selbst spielen konnten. *Mit Recht konnte man sie Dilettanten ohne Lampenfieber nennen.*«

Da fällt mir aber ein, daß Herr Kummer vielleicht doch nicht wissen dürfte, wen er da zitiert hat. Er hat's wohl von Herrn v. Berger, der in der Neuen freien Presse einmal das Wort einem geistvollen Kritiker in den Mund gelegt hat. Herr Kummer ist viel zu fromm, um einem, den er nicht nennen will, etwas wegzunehmen ¹. Jetzt, da er's weiß, wird er seine Literaturgeschichte neu einweihen.

*

Karl Hauers dem geistigen Niveau der heutigen Literaturkritik entrücktes Buch »Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen« ist kürzlich in der Bücherrubrik der 'Zeit', also an einem Orte, der besondern Anstand verbietet, in entsprechender Weise rezensiert worden. Es ist gar nicht nötig, etwas dagegen zu unternehmen. Es genügt die Feststellung, daß der Autor der Kritik am Narrenabend des Wiener Männergesangvereins teilgenommen hat, und zwar als »Rose aus dem Süden«, wiewohl Czernowitz von rechtswegen im Osten ist.

*

Wie irgendwo in einer alten Operette die Statue des Satyrs die Augen zu verdrehen beginnt, wenn zu ihren Füßen etwas Obszönes geschieht, so glaube ich, müßte Nestroy auf das Kapitel reagieren, das ihm der Historiker Friedjung in seinem Werke »Osterreich von 1848 bis 1860« gewidmet hat. Solches tat solcher aus dem Grunde, weil Nestroy nun einmal nicht in Abrede stellen kann, daß er in solchem Zeitraum etwas zu tun hatte, und weil, um ein Wort Friedjungs zu zitieren, mitgefangen mitgehangen ist. Der Historiker rechnet immer damit, daß eine Persönlichkeit, mit der er sich befaßt, tot ist. Wenn irgendwo, so dürfte er bei Nestroy, um ein Wort Friedjungs zu gebrauchen, die

1 Aus Heft 175

Rechnung ohne den Wirt gemacht haben. Nestroys Blicke werden noch in die Dummheit der fernsten Generationen dringen, und es gehört eigentlich Mut dazu, daß ein Historiker schon nach fünfzig Jahren wagt, ihm unter die Augen zu treten. Die beiläufigste Vorstellung Nestroys müßte genügen, um Herrn Friedjung die Beschäftigung mit ihm unmöglich zu machen, und da eine solche Beschäftigung ohne die intensivste Vorstellung nicht möglich ist, so wäre es, wiewohl nach einem Worte Friedjungs frisch gewagt halb gewonnen ist, ein Gebot der Klugheit, sich mit Nestroy gar nicht erst einzulassen, sondern froh zu sein, daß man lebt. Mit den Feldherren gehts zur Not — Satiriker kontrollieren den Geschichtsforscher. Ich glaube, daß die Tatsache Friedjung durch die Tatsache Nestroy glatt in ihre Atome aufgelöst wird, und bei so ungleicher Verteilung der Kräfte ist es nicht schwer, den Ausgang vorherzusagen. An dem Aufsatz des Herrn Friedjung gemessen ist die Biographie des Herrn Necker — Materialfleiß ohne störende Meinung —, die jener unvorsichtigerweise noch zum Vergleich empfiehlt, eine Leistung. Herr Friedjung, der immer so deutlich spricht, daß seine Platttheit noch in der letzten Bank verständlich ist, gibt mit sonorer Stimme den Inhalt der »Freiheit in Krähwinkel« an — »Frau v. Frankenfrei, der der Bürgermeister nachstellt, wüßte Rat, wenn nur der tückisch geplante Staatsstreich bis zum Abend verschoben würde« — und nennt, wie nicht anders zu erwarten war, Nestroy einen »Spottvogel«. An den Prozeß wegen der serbischen Dokumente aber erinnert er mich nicht nur durch die gelegentliche Versicherung, daß »es doch merkwürdig sei« — siehe, hier streicht die Hand durch den Gelehrtenbart —, sondern auch durch die Führung des Beweises, daß Nestroy liberal gesinnt war. Nur ist es fast unglaublich, daß Herr Friedjung diesmal in gutem Glauben handelt. Der Aufsatz ist in der 'Österreichischen Rundschau' zum Vorabdruck gelangt, es ist deshalb schwer, ihn aufzutreiben, und ich bin genötigt, den Sachverhalt darzustellen. Herr Friedjung nennt Nestroys antirevolutionäre Satire einen »Spaß«, auf den die Wiener eingingen, »denn Nestroy, der nicht bloß in der Maske Metternichs, sondern auch in der eines russischen Knutengenerals, wie endlich eines Proletariers zu erscheinen hatte, *nahm sie gefangen*«. Aber Herr Friedjung wird sich nicht bewußt, daß das Wort hier die Phrase sprengt, in die er es setzt, denn Nestroy nahm die Wiener als Knutengeneral wirklich gefangen. Herr Friedjung will vermitteln. Es werde Nestroy schon nicht so ernst gewesen sein. Ernst kann's einem immer nur mit dem Fortschritt sein. Denn dem Liberalen ist alles liberal, und jeder Mensch hat im Grunde seines Herzens einen Winkel, in dem er Freimaurer ist. Also passen wir auf:

Übrigens war den Wienern die wahre Gesinnung Nestroys deshalb nicht zweifelhaft, weil seine ganze Natur Opposition war, was er auch vor 1848 in unermüdlichen Extempores und in stetem Kampf mit der Polizei

(Zum Beispiel, weil er einen Revolverjournalisten beleidigt hatte)

zum Ausdruck brachte. Ebenso lehnte er sich nach der Revolution gegen die Unterdrückung auf. In dem 1849 verfaßten Stück »Lady und Schneider« wendet er sich *zwar auch* gegen die Übertreibungen des Radikalismus, verhöhnt aber die Erbärmlichkeit derjenigen, die 1848 das »Deutsche Vaterland« gesungen und den Federhut geschwungen haben, jetzt aber so charakterlos sind, zu schreien:

»A Verfassung, freie Press',
Zu was braucht das Volk dös?
Volksbewaffnung zu was?
's Volk hat gelebt auch ohne das

Wenn ich könnt', so stürzt' ich
's ganze Jahr Achtundvierzig.«

Mit diesem Gelichter wollte er nichts zu tun haben. In diesem Stück hat er *die Summe aus der Revolution in dem geistreichen Satz gezogen*: »Das Volk is ein Ries' in der Wieg'n, der aufwacht, aufsteht, herumtorkelt (herumtaumelt), alles z'sammtritt und am End' wo hinfallt, wo er noch schlechter liegt als in der Wieg'n — «
Völlig auf Seite der Freiheit steht Nestroy in ...

In einem Stück, in dem er wirklich für die Amnestierung etwas sagen läßt und das ich jetzt leider nicht nachlesen kann, um Herrn Friedjung die Freude an dem Parteigenossen Nestroy zu verderben. Es genüge, die Verdachtsgründe für Nestroys Liberalismus dort zu überprüfen, wo er noch nicht »völlig« auf Seite der Freiheit steht. Da nun müßte man eigentlich, wenn man nicht gerade Historiker ist, glauben, daß der Satz, in dem Nestroy die Summe aus der Revolution zieht, eher mit der Meinung des Gelichters übereinstimmt, mit dem Nestroy nichts zu tun haben wollte, als mit der Meinung des Herrn Friedjung, und daß der Satz darum schlecht für den Beweis taugt, daß Nestroy die Demokratie verherrlichen wollte. Aber schließlich kann man auch, wenn man gerade Historiker ist, den Anfang des Satzes »Das Volk is ein Ries'« für das Kompliment halten, das Nestroy dem Volk machen wollte. Und wenn ich je einen Satz über Herrn Friedjung mit den Worten begonnen habe: »Herr Friedjung ist ein Historiker«, so kann er mich beim Wort nehmen. Nestroy ist freilich in der Fortsetzung des Satzes noch schärfer als ihn Friedjung zitiert, er läßt das Volk nicht am End' wo »hinfallen«, sondern »am End' wo hineinfallen«. Andererseits begnügt er sich freilich mit dem Wort »herumtorkelt«, um die Freiheitsbesoffenheit von 48 auszudrücken, und hat es wohlweislich Herrn Friedjung überlassen, die mildere Übersetzung für jene anzuschließen, die etwa nicht wissen sollten, was Torkeln bedeutet. (Diese Nuance obduziert ein Professorengehirn. Nun, nun, denkt es, wer wird denn gleich so drastisch sein, immer fortiter in re, suaviter in modo, und empfiehlt herumtaumeln«.) Was aber die zitierte Strophe anlangt, so war es mir auf den ersten Blick klar, daß Nestroy nicht die Charakterlosigkeit, sondern die Unmündigkeit, die einen Rausch nicht verträgt, verhöhnern wollte. Aber der zweite Blick fand die Strophe überhaupt nicht im Text der Stuttgarter Ausgabe. Entweder steht sie in der andern oder in einem andern Stück. Wo immer sie steht, ist es grotesk, aus ihr Nestroys Begeisterung für die Preßfreiheit ableiten zu wollen. Das fällt selbst dem andern liberalen Biographen nicht ein. Der fährt umgekehrt:

Es scheint indes, daß in Nestroy selbst ein Schrecken vor den furchtbaren Ereignissen der Wiener Oktober—Tage zurückgeblieben war, denn in der neuen Posse »Lady und Schneider« nimmt er Stellung gegen die Revolutionäre, gegen das Frankfurter Parlament, da macht sein politischer Schneider Heugeign Scherze von folgender Art: »Das Volk — — — als in der Wieg'n.« Er macht sich lustig über die »Umsattler«, spöttelt *aber doch auch* selbst über die Freiheit, die zum »Kommunismus« ausgeartet ist ... Der Katzenjammer des Wiener Volkes nach seiner Erhebung hat in dieser Strophe Nestroy—Heugeigns seinen Ausdruck gefunden.

Das ist natürlich Unsinn. Nestroy hat nicht aus dem Rausch des Volkes gestaltet und nicht seinen Katzenjammer mitgemacht. Er war Satiriker; und damit war seine Stellung zur Politik ein für allemal gegeben. Sein Heugeign singt:

So glauben s', Freiheit heißt unscheniert schimpfen über 'n Staat

Und das, was man braucht, dem wegnehmen, der's hat.
»Wir sind arm«, sagen s', »der is reich, der muß uns sein Geld
[geb'n,
Zu was braucht er's? A Reicher hat a so 's beste Leben!« — — —

Und:

Der Grundsatz ist zwar nicht ganz neuch,
Vorm Gesetz sind d' Staatsbürger gleich;
Soviel ich weiß, war das bei uns schon früher der Fall,
Doch man red't jetzt so gern, also b'spricht man's nochmal.
In der Sonne des Rechts wirft der Stammbaum kein' Schatten,
In welchen verbergen man könnt' unrechte Taten;
So groß is kein Kapsul und kein Pergament,
Daß man etwas Schlechts damit zudecken könnt'!
Schön, daß man das zum Grundgesetz macht,
So a Gleichheit bleibt ewig a Pracht.
Doch die Gleichheitsversessnen sag'n gar, es soll rein
Zwischen an' Schust'r und ein' Herzog kein Unterschied sein!
Und g'rad, wenn wir in Rang und Stand alle sind gleich,
Wird noch bitt'rer der Abstand werd'n zwischen arm und reich;
Mit zehn Fürsten und Grafen red't man leichter ganz g'wiß,
Als mit ei'm Flecksieder, der Millionär worden is.
Auch Aufwand, Luxus, Verkehr, fällt all's mit d' großen Herrn,
So daß d' Gwerbsleut' vor Gleichheit noch betteln gehn werd'n;
Schaut man d' Gleichheit so an, sagt man: »nein«,
Da hört's auf, ein Vergnügen zu sein.

Es dürfte dem leidenschaftlichsten Mitglied des Vereins der Fortschrittsfreunde immerhin schwer fallen, aus diesen Sätzen auf Nestroys Parteilängerschaft zu schließen. Aber sie denken, es werde schon gehen. Dem Liberalismus leuchtet alles ein, nur nicht, wie man intelligent sein könne gegen den Liberalismus. Wenn Nestroy das Volk einen Riesen in der Wieg'n nennt, so nennt Schopenhauer es einen »ewig unmündigen Souverän«. Auch Schopenhauer tritt offenbar für die Preßfreiheit ein, wenn er diese als die Erlaubnis, Gift zu verkaufen, auffaßt: denn was läßt sich nicht dem kenntnis— und urteilslosen großen Haufen in den Kopf setzen ... « Auch Schopenhauers »wahre Gesinnung« kann Herr Friedjung nicht zweifelhaft sein, denn auch seine ganze Natur war ja Opposition, und es versteht sich von selbst, daß er nur die Übertreibungen des Radikalismus ablehnen wollte, wenn er von den Demagogen sagte, daß sie »hinterlistige Gauner« seien, und:

»Die kolossalen Übel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu; täten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existieren, das heißt alle würden vollauf fressen, saufen, sich propagieren und krepieren können: denn dies ist die Paraphrase ihres 'Selbstzwecks' und das Ziel des 'unendlichen Fortschrittes der Menschheit', den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkünden.«

Herr Friedjung würde sich hier helfen, indem er beim Wort krepieren »sterben« einklammert, und Schopenhauer wäre liberal. Er wäre auch ein alter Achtundvierziger; denn er schreibt ja (man findet dieses und andere Zitate, durch die sich der liberale Glaube nicht beirren läßt, in Max Steiners »Welt der Aufklärung«) an Frauenstädt:

»Was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahr-

gasse ... Plötzlich Stimmen und Gepolter an meiner verschlossenen Stubentüre: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verammele die Tür mit der Stange ... Endlich die feine Stimme meiner Magd: 'Es sind nur einige Österreicher!' Sogleich öffne ich diesen werten Freunden: zwanzig blauhosige Stockböhmern stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen ... Aus dem ersten Stock rekognosziert der Offizier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Operngucker ... «

Schopenhauer dürfte aufzugeben sein. Mit solchem Gelichter wird Herr Friedjung nichts zu tun haben wollen. Aber bei Nestroy, der nur als dramatischer Gestalter spricht, besteht die Hoffnung, daß er sich hinter den antiliberalen Reden, die er seinen Akteuren in den Mund legt, noch seine wahre Gesinnung und somit vollste Unabhängigkeit von seinem künstlerischen Schaffen bewahrt habe. Man würde glauben, daß dem liberalen Forscher diese Hoffnung genügt. Nein, er will mehr. Er beweist Nestroys wahre Gesinnung aus der gegenteiligen Rede. Er versteht nicht, daß es auch eine Erniedrigung Nestroys wäre, ihm die gegenteilige Gesinnung zu imputieren, also jene, die sich mit der Rede deckt. Der Politiker überhebt sich in jedem Falle: ob er den Künstler, dessen Material die Politik ist, als seinen Freund oder seinen Gegner betrachtet. Der Künstler ist immer sein Gegner, aber auf einem Kampfplatz, zu dem der Politiker nicht Zutritt hat. Die beiden sitzen nicht im selben Parlament. Der Rohstoff fragt vergeblich die Kunst, wie sie's gemeint habe: die Antwort kann nur wieder eine Satire sein. Es ist die alte Übung des Flachsinns und der Taubheit in Kunstdingen, einen Geist auf eine Gesinnung zu untersuchen. Der Satiriker hat auf die Jammerseligkeit der Krähwinkler geantwortet, wie er auf die Neugierde der Politiker antworten würde und wie er ein andermal wieder auf die Erbärmlichkeit irgendeiner Erscheinung geantwortet hätte oder hat, die auch der liberalen Ansicht widerstrebt. Aber zuerst kommt die Kunst, die Meinung stellt sich hinterher ein. Journalisten und Historiker, die von der Welt unmittelbar die Tatsachen und die Meinungen abzapfen, können das nicht verstehen und müssen den Geist für wankelmütig halten wie das Wetter. Aber es gehört schon eine Portion gelehrter Engbrüstigkeit dazu, bei dem Versuch, die Kunst in die Parteigesinnung zu pressen, ausgerechnet jenes Prokrustesbett hinzuschieben, in das sie nicht nur ihrer Größe wegen, sondern auch seiner Unordnung, wegen nicht paßt und dem oberflächlichsten Blick nicht zu passen scheint. Auch nur aus einer einzigen Zeile in dem zwölbändigen Nestroy die parteitüchtige Geste herstellen zu wollen, die durch den Satz geht: »Mit diesem Gelichter wollte er nichts zu tun haben« — ist künstlerische Atonie. Es dort zu tun, wo scheinbar die Gegenpartei zum Gegenteil berechtigt wäre, ist Keckheit, die des guten Glaubens entbehrt. Wenn Herr Friedjung von Nestroy nichts versteht und Anzengruber für den »Größeren« hält, der »kommen mußte, um die Erbschaft Raimunds anzutreten«, wenn er also auch von Raimund nichts versteht und wie alle Leute, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, Anzengruber überschätzt, so ist es ein harmloser Seitensprung eines Geschichtsforschers, der aus dem diplomatischen Gedränge herauskommen und sich einmal in der Literatur blamieren wollte. Die Einspannung Nestroys in die politische Überzeugung des Herrn Friedjung ist beklagenswert. Die serbischen Beweise waren falsch, der Glaube des Herrn Friedjung war echt. Er wollte sich rehabilitieren, indem er uns mit Nestroy hineinlegt. Aber da es Nestroy wirklich gibt, so muß auch diese politische Aktion mißlingen.

*

Herr Georg Brandes ist siebzig Jahre alt. Aber nur keine Sentimentalität. Auch Herr Nordau, der gegen das ist, wofür Herr Brandes ist, wird siebzig Jahre alt werden, und wenn's köstlich gewesen ist, so sind's Feuilletons gewesen. Des Herrn Brandes Verdienste werden von Herrn Necker, der auch siebzig Jahre alt werden wird, mit Recht darin wahrgenommen, daß er mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit persönlich bekannt war. Auch das Merkmal dieser ist es, daß sie miteinander persönlich bekannt sind, so daß ein Wirbel entsteht, in dem man die hervorragendsten Männer der Zeit nicht mehr unterscheidet, so daß sie eigentlich gar nicht mehr hervorragen und doch. Einer muß freilich zuerst da gewesen sein, dann stellen sich die andern an, einer kommt hinter dem andern, riecht etwas, tut etwas, und der Letzte, der vielleicht gar nichts mehr tut, hat am meisten davon. Zimmerrein wird die Literaturgeschichte nie, das steht fest. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß Herr Brandes der Mann ist, der unter allen lebenden Leuten, die zur Literatur gerochen haben, die flinksten Beine hatte. Er lief, laut anschlagend, zwischen den Ecksteinen Europas hin und her und zwang die Passanten, desgleichen zu tun. Die Kunst verdankt ihm jenen unmittelbaren Erfolg, auf den sie verzichtet, die Künstler verdanken ihm eine Abkürzung der Wartezeit, die den Nerven wohler tut als der Kunst. So wahr ein Generalagent nichts mit dem Geist zu schaffen hat, so gefällig ist er jenen, die nicht nur aus Geist bestehen. Herr Brandes hat für die irdischen Bedürfnisse der Dichter viel geleistet und seine internationale Spannweite ist größer als selbst die des Faktors Konried, wenn man ihn mit dem Ingenium Lothar multipliziert. Die Nationen haben auch tatsächlich einen Narren an ihm gefressen.

»Die Polen lieben ihn seit seinem Buch über ihre Dichter im letzten Jahrhundert, die Russen schätzen ihn wegen seiner Essays über Turgenjew und Tolstoi, und in England hat ihn seine Freundschaft mit John Stuart Mill vorteilhaft eingeführt.«

Wo aber wäre Herr Brandes nicht vorteilhaft eingeführt, wo er vorteilhaft eingeführt hat; wo kaufte man nicht, wenn er erscheint, wo ginge nicht ein Jubel los, wenn der Heini vom Steyer wieder in allen Ländern ist? Herr Brandes liebt die Nationen, so lieben sie ihn auch. Er hat sich die Vaterländer, in denen die Propheten nichts gelten, durch deren Exportierung so verpflichtet, daß sie nur mehr in ihm den Propheten sehen. »Nietzsche hat ihn einen guten Europäer und Kulturmissionär genannt.« Ich glaube, daß es bessere Europäer geben muß und daß der Künstler auf keinen Dienstmann angewiesen ist. Aber warum sollte er einem das Trinkgeld vorenthalten, der seine Botschaft ausgerichtet hat? Gehört hat sie keiner, aber die Nerven des Künstlers brauchen die Pantomime, und daß einmal ein Kunstwerk zwei Auflagen erlebt, wenn der Schund zwanzig ergattert, ist nicht unwürdig. Nur müßte der geistige Anteil des Agenten nicht überschätzt werden. Auch Ibsen hat zärtliche Briefe an Herrn Brandes geschrieben. Warum sollten große Leute nicht eine Stunde im Jahr haben, wo es dringender ist dankbar, als groß zu erscheinen? Ibsen hat sich bekanntlich nach einem Artikel in der Leipziger Illustrierten gesehnt; hätte er ihn so schnell nebst Konterfei bekommen, wie ein Herr Eger, den ein Herr Bahr als Dramaturgen in den After des Großherzogs von Darmstadt lanziert hat, wäre auch von ihm zu lesen gewesen, daß er einer »patriotisch kultivierten Familie entstammt«, man könnte es ihm nicht verübeln, wenn heute ein Brief zum Vorschein käme, in welchem er Herrn Willy Handl als seinen geistigen Retter umarmt. Freilich ist zu bedenken, daß die Freude des Herrn Brandes an den Briefen Ibsens keine ungetrübte und die Zusammenstellung im zehnten Band der Sämtlichen Werke ein guter Witz ist für einen halbwegs gewitzten Dechiffreur. Ibsen rückt von Jahr zu Jahr spärlicher und unwilliger

mit den Komplimenten heraus, und wenn man sie genauer besieht, so sind sie keine, und auf der Rückseite der Antworten liest man deutlich die Briefe des Herrn Brandes und lernt die Energie bewundern, mit der er Ibsens Anerkennungen eingetrieben hat. Wenn man sieht, daß Ibsen seinem schlechten Epigonen, dem Bruder des Herrn Brandes, das Kompliment macht: »Und ich kenne nur wenige dichterische Werke überhaupt, die so tief in mein Stimmungs— und Gefühlsleben eingegriffen haben, wie 'Unter dem Gesetz'«, so fühlt man, wie wichtig es ihm war, sich die Sympathie der Familie zu erhalten. Dennoch muß er hin und wieder die Hülle der Höflichkeit sprengen, und was er schließlich am 30. Dezember 1898 Herrn Georg Brandes schreibt, klingt wie ein Kommentar zu allem, was er ihm bis dahin geschrieben hat:

» ... es ist für das Verständnis eines Dialoges nie günstig, wenn man nur die Reden der einen Person hört und die der anderen erraten muß. Mir will die Freundschaft zwischen Ihnen und Julius Lange nicht recht einleuchten. Haben Sie nicht manchmal, ohne es selbst zu wollen, terrorisierend auf seinen Briefstil eingewirkt? Hat ihn nicht bei der Abfassung seiner Freundesbriefe eine gewisse Rücksicht darauf geleitet, wie sie aufgenommen werden würden? Und das kann ich nicht gut in Einklang mit der Freundschaft bringen. Aber potztausend ja, — da hab' ich mich ja wohl unversehens auf Gebiete verirrt, auf denen ich nichts zu schaffen hatte. Also — 'Schwamm darüber'!«

Ibsen läßt sich immer mehr Zeit mit den Antworten, gibt endlich solche von der Art: Sie wollen hören, wie ich über Ihr Buch denke, lieber Brandes? Sie haben es erraten, ich bin entzückt. Einmal ironisiert er die Bleistiftwidmung in einem Buche des Herrn Brandes als Strafe für sein langes Schweigen. Einmal schreibt er: »Ich glaube, Sie tun Stuart Mill gar sehr unrecht, wenn Sie an der Wahrheit seiner Versicherung zweifeln, daß er alle seine Ideen von seiner Frau habe«. Einmal platzt er heraus: » ... Lieber Brandes, Sie sind ein bißchen schwatzhaft ... « Daß ihm Ibsen auch viel Schönes gesagt hat, ist nicht zu leugnen. Einheitlicher und reiner dürfte der Eindruck von der Dankbarkeit eines Künstlers sein, wenn dereinst der Briefwechsel Trebitsch's mit Brandes herauskommt. Was er für diesen und viele andere schöpferische Naturen aus guten Häusern getan hat, wird in keinem Jubiläumsartikel erwähnt, wiewohl es auf keine Kuhhaut geht. Der internationalen Waschzettel, die Herr Brandes seit dem Tode Nietzsches und Ibsens geliefert hat, gedenkt niemand. Aber daß seiner überhaupt mit so schallender Begeisterung gedacht wird, ist der Erfolg jener grundsätzlichen Empfänglichkeit des Herrn Brandes, die nicht nein sagen kann, wenn ihm nach einer Tischrede für die Kultur und für die Nationen und für was es sonst noch gibt, ein Kommerzienrat auf die Schulter klopft und zuraunt: Lassen Sie's gut sein, mein Sohn hat auch Talent, geben Sie über ihn etwas herein in die Zeitung! Brandes läßt sich das nicht zweimal sagen. Er ist der Kitt, der die Nationen verbindet, aber auch die Familien zusammenhält. Er fehlt bei keiner literarischen Beschneidung. Er ist vielleicht das geselligste Naturell des neunzehnten Jahrhunderts. Das akkurate Gegenteil von einem Spielverderber. Nicht anschaulicher ließe sich Art und Umfang seines geistigen Betriebs darstellen wie von ihm selbst in dem Interview, das zu seinem Jubiläum in Paris einer mit ihm aufgenommen hat. Brandes, »der sich sonst nur äußerst ungern interviewen läßt« — er ist zum Fragen auf die Welt gekommen und nicht zum Antworten —, habe bei dieser Gelegenheit »doch einige nicht uninteressante Mitteilungen« gemacht. Wir hören:

»Ich lebe hier in Paris«, so fängt Brandes an, »fast 'inkognito', um arbeiten zu können; auch den meisten meiner Freunde habe ich

meine Ankunft nicht mitgeteilt. Weder *Pischari*, dessen Gattin die *Tochter Renans* ist, noch *Louis Havet*, noch *Ephrussi*, den ich *seit 1885 kenne*, und der nur wenige Schritte vom Hotel entfernt wohnt, wissen etwas von meinem Hiersein. Und doch habe ich viele Menschen gesprochen: *Clemenceau* habe ich *natürlich gesprochen* und *Anatole France*, der in Antibes gewesen ist und morgen die schwierige Aufgabe hat, *der Tochter Eugene Pelletans*, die nächstens *heiratet*, Vater und Mutter ersetzen zu sollen, die beide sehr krank sind. Weiter habe ich *Rodin*, die Herzogin von *Choiseul* und die *Rejane* getroffen, *Madame Mille Serruys*, die Bildhauerin, und *Philippe Berthelot* ... Ob ich gearbeitet habe? *Wie soll ich denn arbeiten können*, wenn ich so viele Menschen sehe! Neuerdings sprach ich mit einer *Zeitungsfrau*; sie arbeitete! Von 4—8 Uhr morgens faltet sie ihre Zeitungen zusammen und bringt sie an die Abonnenten; dann sitzt sie bis 8 Uhr abends in ihrem Zeitungskiosk, mit einer Stunde Mittagspause! Ich will zu Gunsten dieser alten Zeitungsfrau einen Vortrag über *Napoleon* halten. Diejenigen, die ihr Geld ausgeben möchten, um mich zu feiern, mögen der Zeitungsfrau das Geld geben! Ich möchte nicht, daß Hunderte von Francs um meinetwillen ausgegeben werden, um Champagner trinken zu können. An meinem Geburtstage frühstücke ich bei *Madame Strauß*, der Witwe *Bizets*, und ich nehme den Tee bei *Francis de Miomandre* ein; sie wissen aber beide nicht, daß es mein Geburtstag ist ... «

Ein wahrhaft guter Europäer. Er fühlt die symbolische Gewalt, mit der es ihn zur alten Zeitungsfrau zieht. Er verdankt ihr sein geistiges Dasein. Wenn er den ganzen Inhalt der europäischen Personalnachrichten mit allen Geburten und Todesfällen, mit allen Ephrussis und Pischaris erlebt hat und darüber siebzig Jahre alt geworden ist, fühlt er plötzlich, was er selbst ist: die alte Zeitungsfrau.

*

Der Bücherwurm

eine Monatsschrift für alle Bücherfreunde, nicht nur für Bibliophilen, zählt die ersten Fachleute des Bücherwesens zu seinen Mitarbeitern, die durch knappe, anregende, oft reich illustrierte Beiträge das Interesse der Gebildeten stärker an das Buch fesseln und das Verständnis für gute und wertvolle Bücher wecken und pflegen. Obwohl der Bücherwurm sehr strenge Anforderungen an sich selbst stellt und dem unguuten Geschmack nie entgegengekommen ist, hatte er doch vom ersten Heft an einen Erfolg, der in Deutschland beispielloos ist; denn mehr als 43.000 Exemplare wurden vom letzten Heft bar vorausbestellt; daß dieser Erfolg verdient ist, beweisen die mehr als hundert außerordentlich günstigen Urteile aus den Kreisen der Buchhändler, Schriftsteller, Buchkünstler und Bücherfreunde ... Der Bücherwurm kann durch alle Buchhandlungen, sowie durch die Post bezogen werden; er ist ein gutes, zuverlässiges, interessantes und geschmackvoll ausgestattete\$ Bücher — und Literatur—Blatt für jeden Bücherfreund.

Der Verlag des Bücherwurms
in Dachau bei München

Dachau, den 23. J. 12.

Sehr geehrter Herr,

Mit. der gleichen Post erlaube ich mir, Ihnen einige Hefte meines Monatsblattes »Der Bücherwurm« zu übersenden und gleichzeitig folgenden Vorschlag zu machen. Ich bringe alljährlich im Februar ein Faschingsheft, dessen vorjährige Ausgabe Sie morgen von Leipzig aus erhalten werden, um Ihnen ein Bild über seine Art und Absichten zu geben. Als eine der Hauptparodien beabsichtige ich in diesem Hefte einen Beitrag unter dem Titel: Harden, Köpfe III zu bringen. Diese Parodie soll die Beziehungen Hardens zu Bismarck darstellen und parodieren, vor allem die Tatsache, daß Hardens Intimität mit Bismarck quadratisch mit den Jahren seit dem Tode B. wächst. Die Parodie ist so gedacht, daß sie ganz kurze Tagebuchnotizen mit vorgeseztem Datum bringen soll, deren Aufeinanderfolge das Wachsen dieser einzigen Freundschaft schildern soll. Dabei soll der Stil und die Art Hardens möglichst beibehalten werden, nur natürlich in humoristisch—satirischer Weise übertrieben. — Nach langem Überlegen weiß ich tatsächlich niemanden, der diese Parodie so gut schreiben könnte wie Sie, da Sie nicht nur Harden und seine Art genauer kennen, sondern auch über die nötige Gewandtheit und Humor und Satire verfügen. Sollte Ihnen mein Vorschlag sympathisch sein, so bitte ich mir *umgehend* Nachricht zukommen zu lassen. Ich würde Ihnen dann auch einige Vorschläge und Anregungen dafür zukommen lassen, die Sie selbstverständlich verwerten und verwenden können, wie Sie wollen.

Ihr Honorar bitte ich, mir anzugeben. Ich füge nochmals hinzu, daß mir gerade an ihrer Mitarbeiterschaft viel liegt. Der Gegenstand schreit ja geradezu nach einem Parodisten. Der Beitrag würde wohl, wie die im vorigen Jahre (die fast alle von mir stammen) ohne Nennung des Namens erscheinen.

In besonderer Hochachtung
ganz ergeben

Die Redaktion
des Bücherwurms

Walter Weichardt

Es wäre sehr gut, wenn die Parodie nicht mehr als 2 Seiten umfaßte, da sie so am wirksamsten ist.

Wien, 24. 1. 12.

Sehr geehrter Herr!

Im Auftrage des Herrn Karl Kraus teilen wir Ihnen als Antwort auf Ihr w. Schreiben vom 23. d. M. das folgende mit: Herr Kraus lehnt jede Aufforderung zur Mitarbeit an einer Zeitschrift, und wäre sie auch mit dem Anbot des höchsten Honorars verbunden, das je von einer deutschen Zeitschrift gezahlt wurde, rundweg ab. Was aber Ihre Aufforderung betrifft, für deren schmeichelhafte Absicht er schon danken müßte, wenn sie nur schlicht den Wunsch des Bücherwurms ausdrückte, ihn als Mitarbeiter zu gewinnen, so fühlt er sich verpflichtet, seinem Refus nicht nur die Versicherung, sondern auch die Begründung seines Bedauerns anzuschließen. Es handle sich, meint Herr Kraus, um einen Fall, wo es selbst ihm schwer werde, nein zu sagen. Denn zunächst sei es, meint Herr

Kraus, ein sehr glücklicher Gedanke, daß Sie ein satirisches Motiv aus einer der von ihm verfaßten Harden—Polemiken herausgreifen wollen, um eine selbständige Arbeit daraus anfertigen zu lassen, und es sei sehr höflich von Ihnen, meint Herr Kraus, daß Sie nach langem Überlegen darauf gekommen sind, daß niemand die gewünschte Parodie so gut liefern könnte, wie deren Urheber, dem Sie im Verfolg dieser Erkenntnis Humor und Satire und sogar die nötige Gewandtheit nachzurühmen so gütig sind. Sie scheinen sich auch — meint Herr Kraus, von dem Sie umgehend Nachricht wünschen, ob er die Arbeit übernehmen könne — den Modus bei der literarischen Produktion ganz richtig vorzustellen, indem Sie mit der starken Anregung durch den Gedanken rechnen: Wenn's der eine nicht macht, macht's der andere. Es ist ferner besonders entgegenkommend — meint Herr Kraus —, daß Sie, um einem Autor die Einhaltung der Lieferzeit zu ermöglichen, ihm nicht nur seinen eigenen Stoff leihweise überlassen wollen, sondern auch versprechen, ihm einige Vorschläge und Anregungen dafür zukommen zu lassen, wobei Sie schon jetzt die Güte haben, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das Wesen der Parodie die Beibehaltung von Stil und Art des Originals sei, nur natürlich in humoristisch—satirischer Weise übertrieben. Für einen Beweis ganz außergewöhnlicher Nachsicht muß er Ihre Mahnung halten, nicht des Guten zuviel zu tun, sondern es bei zwei Seiten bewenden zu lassen, da eine satirische' Glosse so am wirksamsten sei. Zu allem Entgegenkommen in Bezug auf Form und Inhalt der gewünschten Satire kommt nun noch Ihre liebenswürdige Zusage, daß der Beitrag wie die im vorigen Jahre (die fast alle von Ihnen selbst stammen) ohne Nennung des Namens erscheinen werde. Das ist Herrn Kraus eine große Beruhigung. Er ist bekannt dafür, daß er gern anonyme Angriffe absetzt, und wenn zum versprochenen materiellen Gewinn nicht nur die Aussicht hinzukommt, daß seine literarische Leistung auf Ihr geistiges Konto gesetzt wird, sondern auch der Schutz vor der Gefahr, für die Verspottung eines Zeitgenossen in irgendeiner Form verantwortlich gemacht zu werden, so wären das Gründe genug, Topp zu machen und in die Faschingsnummer des Bücherwurms einzuspringen. Trotzdem versagt er sich nicht nur Ihrem Angebot aus seiner grundsätzlichen Weigerung der Mitarbeit —, nein, er tut mehr. Er möchte Sie sogar ersuchen, die Arbeit bei keinem andern, der hierzu vielleicht anstelliger wäre, ausführen zu lassen. Auch wenn der Gegenstand für Ihr Gehör noch so laut nach einem Parodisten schreit, so empfiehlt er Ihnen, ihn schreien zu lassen und sich nach Gegenständen umzusehen, die zwar ruhiger sind, aber auch neuer. Er gibt Ihnen zu bedenken, daß er selbst diesen Gegenstand nicht nur schon gestillt, sondern auch geboren hat. Es ist *sein* Gegenstand, und er würde ohne Beziehung auf diese immerhin wichtige Tatsache, also ohne Angabe der Quelle, eine Befassung mit dem Gegenstand sehr übelnehmen. Abschließend bemerkt er, daß er sich, obschon ihn die prinzipielle Weigerung auch gegen geistig unsaubere Zumutungen recht wohl zu schützen vermöchte, dennoch bemüßigt gefühlt hat, auf die Ihre einzugehen. Er erlaubt sich, sein lebhaftes Bedauern darüber auszusprechen, daß er in Deutschland nicht unbekannt genug sei, um überhaupt verschont zu werden, und offen-

bar nicht bekannt genug, um lästigen Verwechslungen mit Journalisten und Lieferanten zu entgehen.

Hochachtungsvoll
der Verlag 'Die Fackel'

Auf die Absendung dieses Schreibens wurde verzichtet. Die Ausfertigung war überflüssig, die Veröffentlichung notwendig. Als Handel ehrlich, gut gemeint und einwandfrei, bezeichnet der Vorschlag das Niveau, auf dem in Deutschland sich der Verkehr zwischen Zeitschriften und Autoren abspielt. Von einem Blatt, das von solcher Geistigkeit redigiert ist, werden 43.000 Exemplare abgesetzt. Ich lasse, was ich seit Jahr und Tag auf die Zumutungen der Literatur zu erwidern habe, von meinem Verlag unterzeichnen. Ich kneife aus, wenn es den Verkehr mit der Talentlosigkeit gilt. Aber ich wette, daß man auch auf den geschäftlichen Seiten des Kopierbuchs der Fackel einen geistigeren Ton finden wird als in den Herzen der deutschen Literatur.

Glossen

BLUTIGER AUSGANG EINER FASCHINGSUNTERHALTUNG

Seit vielen Jahren gehört nebst dem Narrenabend des Männergesangsvereins, dem Gschnasfest der Künstlergenossenschaft und dem Narrenabend des Schubertbunds die Verteilung des Bauernfeldpreises zu den Faschingsunterhaltungen, in denen der Humor der Wiener Bevölkerung sich an tollen Kapriolen und ausgelassenen Einfällen nicht genug tun kann. Namentlich die Verteilung des Bauernfeldpreises, bei der sich die Jugend das Tanzrecht erobert und das fröhliche Maskentreiben seinen Höhepunkt erreicht, übt als die traditionelle Gelegenheit zur Entfaltung des Frohsinns und der heiteren Laune eine durch die Jahre unverminderte Anziehungskraft aus. Veranstaltet wird der Ulk von den Herren Minor, Professor der Literaturgeschichte, Ritter von Stadler, Sektionschef im Unterrichtsministerium, Intendant Gregori, Redakteur Kalbeck und Advokat Weissel. Die Preise werden so verteilt, daß immer von jenen, die es nicht nötig haben, und von jenen, die nichts dafür können, die allerbesten ausgesucht und zum allgemeinen Gaudium, sei es als die bedürftigsten oder als die bedeutendsten Dichter des Jahres vorgeführt werden. Armut und Talent werden in einem Sinne geehrt, der den Karnevalsverpflichtungen durchaus gerecht wird, indem die Preisrichter der Vereinfachung halber jene aus der Masse der Teilnehmer herausnehmen, die durch Talentarmut prädestiniert sind. Unter unbeschreiblichem Halloh vollzieht sich jedesmal das Bauernfeldtreiben, und der Rädelsführer Minor muß es sich gefallen lassen, daß die ganze Dorfjugend ihn neckend, unter scherzhaften Verwünschungen und indem sie ihn am Barte zupft, in das Seminar zurücktreibt. Diesmal wäre aus dem Scherze beinahe blutiger Ernst geworden. Ich habe nämlich gegen meine sonstige Gepflogenheit, die mich davon abhält, etwas mitzumachen, dem Jux beigewohnt und geriet in eine derart besinnungslose Wut, daß es erst begütigender Zurufe bedurfte, um mich vom Äußersten abzubringen. Ich kam eben dazu, als die Preisrichter in ihrer Vermummung — Herr Kalbeck trug einen Schlapphut, Herr Minor seinen natürlichen Vollbart — auf die Estrade traten und verkündeten, ein Vertreter der Manufakturbranche namens Salten und ein reicher Seidenfabrikant namens Trebitsch seien die

preiswürdigsten Dichter des Jahres. Man sah mir sofort an, daß ich einem Blutsturz oder einer Gewalttat nahe war, und um beides zu verhindern, rief man mir zu, es sei nur zum Spaß. Aber noch ein solcher Spaß und ich kann für nichts gutstehen. Mit solchen Dingen spaßt man nicht. Träume sind auch nur ein Spaß. Aber wenn ich einmal davon träumen sollte, daß Herr Salten, der sich leicht tausend Kronen verschaffen kann, indem er ein Akzept auf eine Renaissance-novelle oder einen Wechsel auf ein Altwiener Libretto gibt, gekrönt wurde, ich wäre böse auf den Tag, der solchen Traum ablöst, und ich erwünschte die Weltordnung, die auch nur als Halluzination die Krönung des Dichters Trebitsch zuließe. Viele leiden Hunger und manche sind begabt. Was ist das für ein satanischer Betrug, auch nur den Gedanken herbeizuführen, geschickte oder reiche Leute könnten als Dichter belohnt werden? Da aber setzte sich der Spaß fort. Trebitsch erkannte, daß er genug habe, und verteilte das Geld unter die armen Leute. Das war sehr anständig von ihm, und die Preisrichter — zum Spaß — machten verdutzte Gesichter. Denn sie hatten nicht gewußt, daß Trebitsch reich sei, sie hatten nur geglaubt, daß er ein Talent sei. Ich ärgerte mich aber sehr, daß er nicht — zum Spaß — auch die Ehre zurückwies, welcher er sich bei einigem Nachdenken nicht für würdig erachten konnte. Ich dachte an Peter Altenberg, der, ein Dreiundfünfzigjähriger, am Vorabend des Festes eine lyrische Skizze veröffentlicht hat, deren letzter Beistrich — im Ernst — alles erledigt, was seit zehn Jahren in Österreich — zum Spaß — den Bauernfeldpreis bekommen hat. Warum, fragte ich mich im Ernst, machen sich die Veranstalter nicht einmal den Spaß, Peter Altenberg, der kein Spaßverderber ist, den Bauernfeldpreis, den ganzen, in der Höhe von fünftausend Kronen, zu verleihen? Sie fürchten, man würde sie ernst nehmen, und das Fest wäre gestört? Dann gibt es aber noch eine Möglichkeit, um in Ehren weiterleben zu können und sich im Alter nicht nachsagen lassen zu müssen, daß man sein Leben mit Gschnasfesten verbracht habe. Man erschieße sich. Ich fordere die Herren Minor, Ritter von Stadler, Gregori, Kalbeck und Weissel, die sich einen Jux machen wollten, hiermit auf, dies zunächst öffentlich und ausdrücklich zu erklären. Als Herr Leo Feld gekrönt wurde, hat man Tränen gelacht. Die Sache ist diesmal vielfach ernst genommen worden. Sie sollen sagen, daß es nicht so gemeint war. Sie sollen mit Bedauern die Bauernfeldpreise zurückziehen und erklären, daß sie nicht in der Lage sind, den Wahrheitsbeweis anzutreten. Oder sie sollen, wenn sie das nicht über sich bringen, zu fünft ein Hotelzimmer mieten und den Selbstmord, den sie durch Verteilung des Bauernfeldpreises markiert haben, vollziehen.

* * *

ES WIRD ERNST

»Wir sind dort gestanden, wo unsere historische Mission uns hingestellt hatte, und hundertundfünfzig Schlachtfelder bezeugen — daß wir ziemlich fest gestanden sind. Wir hatten dieses Land als Erbe der Vergangenheit und haben uns betragen, wie es unsere Schuldigkeit war.«

Wer ist der Soldat? Ein Leitartikler. Und wer ist der Leitartikler? Ein Ästhet. Jede Spalte eine Narbe. Kein geringerer als Herr v. Hofmannsthal ist es, den die Neue Freie Presse mobilisiert hat, um Österreich gegen die Neunte Kanzone des Herrn d'Annunzio zu verteidigen.

» ... Italienisch ist der zarte und strenge Contour des Mantegna, italienisch ist die kühne, aber irdische Spekulation des Lionardo,

italienisch das Argument eines Paolo Sarpi, italienisch die Politik von Cavour und Mazzini. italienisch ist die strenge, scharfe Linie in der Poesie des Alfieri, des Giusti. italienisch ist es, klar zu wollen, hartnäckig festzuhalten, mit Einfachheit zu leben, und wenn es sein muß, mit Anstand, in Bescheidenheit zu sterben, so wie jetzt von braven Männern in der Cyrenaika gestorben wird.«

Herr d'Annunzio aber ist nicht italienisch. Herr Hofmannsthal weiß wenigstens, was italienisch ist. Vielleicht ist er aber sogar italienisch:

» ... wahrhaftig, nicht als haßerfüllte Fremde stehen wir auf dem blutgetränkten Hügel bei Vicenza oder in dem Gefilde von Poschiera, wo so viele Tote lagen; denn in diesem Jahrtausend ist viel Blut durcheinandergelassen, auf Schlachtfeldern viel und auch bei Hochzeiten, und vielleicht fließt mehr von Dantes Blut, von dem lombardischen Blut des großen Dante in den Adern des einen oder andern von uns als in dem Ihrigen.

Vielleicht ist Herr Hofmannsthal gar der d'Annunzio und der d'Annunzio nur ein Hofmannsthal? Wie immer es sei, die Ästheten sind konsigniert. Wenn's gottbehüte ernst wird zwischen Österreich und Italien, kann man sich gottlob jedes Blutvergießen ersparen. Brust heraus, Kopf hoch, statt Niederlagen Auflagen! Aber Tinte ist kein Wasser, und Herr Hofmannsthal und Herr d'Annunzio machen die Sache schon untereinander ab. Wenn's dann zum Frieden kommt, werden wir, unserer historischen Mission getreu, keine Zugeständnisse machen, indem wir nämlich nur unter der Bedingung auf die Annexion des Herrn d'Annunzio verzichten, daß wir Herrn Hofmannsthal an Italien abtreten können.

* * *

DER KRIEGSBERICHTERSTATTER

» ... dann gab es aber ein beängstigendes Zuströmen, und man mußte die jungen Komiteedamen bewundern, wie sie, mit den Servierbrettern beladen, sicher durchs Gedränge steuerten und ihre zugewiesenen Tischchen mit größter Akkuratess bedienten. Das Beispiel unermüdlichen Eifers im Dienst der guten Sache gab ihnen ihr *Feldherr*, die Fürstin Pauline, welche die Augen überall hatte und bei aller liebenswürdigen Geselligkeit ihrer Pflicht des *Inspizierens* nachkam, wobei ihr Gräfin Misa Wydenbruck und Frau Aurelie Glaser als werktätige *Adjutanten* zur Seite standen. Der Erfolg freute die Fürstin sichtlich und sie sagte *öfters* in ihrer *auf das Gediegene gerichteten Anschauung*: 'Das ist mein Stolz, wir verkaufen keinen Schund und *wir wurzen niemand!*' Sie konnte auch auf die Schar schöner Mädchen und Frauen stolz sein, welche so hübsch ihren Gedanken in die Tat umsetzten.«

Seitdem in Österreich Gedanken in Taten umgesetzt werden, hat man unter den Anwesenden den Grafen Lanckoronski bemerkt, während Fräulein Germaine Schnitzer eine rote, ein wenig dekolletierte Seidenrobe mit gleichfarbiger Bandceintüre trug.

* * *

DER BEOBACHTER

Mit feierlichem Gepränge wurde heute vormittags um 9 Uhr die Leiche des päpstlichen Nuntius Alessandro Bavona im Dome von St. Stephan eingesegnet ...

Hell leuchtet Kerze an Kerze ...

Langsam rückt die Stunde vor ...

Dreiviertel neun! Dumpf hallen ...

Auch die Geistlichkeit stellt sich ein ...

* * *

DER PATHETIKER

»Abg. Hraba: Ich bin der Mann, der immer nur für die Interessen des Volkes gearbeitet hat. Ich habe mich nie um eine Stadtratsstelle beworben, sondern Dr. Lueger hat mich aus allen herausgezogen und hat mich verlangt, weil er gesagt hat: »Du bist der einzige, der einmal ein paar Tausender in der Hand gehabt hat.« Kollege Kulhanek tut mir unrecht, wenn er sagt, daß ich beim Brauhaus etwas verdient hätte. Ich habe in meinem Leben nie einen Kreuzer genommen, der nicht ehrlich verdient wäre. Seine Stellung als öffentlicher Vertreter auszunützen und sich zu bereichern; *das hat es beim Felix Hraba nie gegeben, dazu war er ein zu großer Kavaliere!* Ich bin nicht als Schnorrer in die Partei gekommen, ich weiß aber einige Herren, die in den Jahren 1895 und 1896 mit verhatschten Absätzen und ausgefransten *Hoserln* in die Partei gekommen sind. *Ich bin als wohlhabender Mann hineingekommen* und weise den Vorwurf des Regierungsrates Kulhanek als eine niederträchtige Entstellung zurück und werde ihm die Möglichkeit geben, mir Rechenschaft zu geben.«

* * *

EISENBAHNBESCHWERDE

Auf der Südbahnstrecke zwischen Atzgersdorf und Liesing passierte es am letzten Sonntag, daß ein Mann eine Flasche mit Milchkaffee hervorzog und sie seinem Nachbarn mit den Worten reichte: »Puidl, zur Anfeuchtung!«

* * *

DER FREMDENVERKEHR

»Ein aus Australien zugereister Mann namens Gusto Priska wurde vor einigen Tagen in der Nähe des Südbahnhofes von Bauernfängern in ein Gasthaus gelockt und hier ausgeplündert. Die Gauner entlockten oder stahlen ihm 30 englische Pfund, 2800 Lire, 2800 K, eine goldene Uhr mit Kette, ein silbernes Zigarettenetui, einen Radmantel mit Kapuze, seinen in Melbourne (Australien) ausgestellten Reisepaß und einige holländische Dokumente. Der Bestohlene erlitt, als er am Morgen entdeckte, daß er seine ganze Habe verloren hatte, einen Tobsuchtsanfall und mußte nach dem Steinhof gebracht werden.«

* * *

»VON DEN HOCHSCHULPLÄNEN DER FRISEURE«

Was ist das? Sollen den Professoren endlich die Bärte abgeschnitten werden? Im Gegenteil:

Schon seit längerer Zeit besteht die von einigen hervorragenden Wiener Modefriseuren gegründete Akademie zur Pflege der Damenfrisierkunst, die sich das Ziel gesteckt hat, durch Pflege und Ausgestaltung der Frauenhaartrachten auf dem Gebiete dieser Mode für Wien eine tonangebende dominierende Stellung zu erringen ... Der Besuch der Akademie steht Gehilfen und Meistern offen, die sich für befähigt halten, in ihren handwerksmäßigen Beruf *gewissermaßen Kunstsinn hineinzutragen* ... Um den Professorentitel, die höchste Würde, die dieses Institut zu verleihen vermag, zu erlangen, werden im Verlaufe eines zweijährigen Lehrkurses drei Fachprüfungen gefordert, die von einer Prüfungskommission vorgenommen werden ... Die letzte Prüfung, deren Erfolg in der Verleihung des von der Statthalterei anerkannten Professorentitels besteht, erfordert die Ausführung verschiedener historischer Frisuren, die keinen größeren Zeitaufwand als jeweils 55 Minuten beanspruchen dürfen. — Bisher gibt es in Wien bereits fünfzehn Professoren der Damenfrisierkunst. Einer Abordnung dieses Hochschulvereines, die sich im Vorjahre an das Handelsministerium mit dem Ersuchen gewendet hat, man möge der Schule einen offiziellen Charakter verleihen, wurde bedeutet, daß der Minister einem solchen Vorschlag Wohlwollen entgegenbringe ...

Das ist mir ein glücklicher Gedanke. Aber Vorsicht um Gotteswillen! Wenn sich eine Dame in den Kopf setzt, sich ihn von einem Professor herichten zu lassen, und die Zofe, weil kein anderer frei ist, den Minor ruft? Da wird etwas Schönes herauskommen, so hat man sich die Institution der Austauschprofessoren doch nicht gedacht, und kein Zweifel, daß die Dame sich lieber vom Peßl ein Kolleg über Kleist halten ließe. Immerhin ist es ein Weg, der Misere des Frauenstudiums ein Ende zu machen. Manche, die ihren Kopf vergebens anstrengt, wird es weit bringen, wenn sie sich von einem Hochschulprofessor frisieren läßt.

* * *

EIN LEITARTIKEL

des Mannes, an dem seit Jahren Exaltationszustände, Sprunghaftigkeit und Gedankenflucht beobachtet werden und der das Organ der deutsch—österreichischen Intelligenz leitet, begann wie folgt:

Graf *Aehrenthal* hat vor anderthalb Jahren die Kur in Marienbad gebraucht. Dort hat sich die Krankheit in den Körper eingeschlichen. *Europa* kann die böartige Grippe, die schon von Goethe beschrieben wurde und früher nur als Seuche vorüberzog, nicht mehr loswerden. Sie ist herübergewandert aus dem *russischen*

Steppenlande und hat sich bei uns heimisch gemacht und wird von den Ärzten wegen der Tücke *gefürchtet*. Der leidende Zustand des Grafen Aehrenthal begann mit Influenza, die sich zu einer schmerzhaften Mittelohrentzündung verschärfte. Seit diesem quälenden Unwohlsein mit seinen mannigfachen Störungen hat sich der Minister des Äußern nie mehr vollständig erholt. Er hatte schon in der Jugend schwache Augen und bückt sich tief auf das Papier herunter, wenn er liest. Deshalb traf ihn die Unbequemlichkeit besonders empfindlich, daß sein Gehör an Schärfe verloren hat. Einer seiner Gegner war so wenig zart, daß er nur zu verständlich auf dieses Gebrechen in der Delegation anspielte. Nach der Influenza begann die *Krise*, mit der Graf Aehrenthal jetzt zu kämpfen hat; das fortwährende Ringen zwischen einem starken Willen und den Muskeln und Nerven, die nicht gehorchen. Was dann geschah, ist die Wiederholung dessen, was jeder von uns gesehen und vielleicht selbst erlebt hat. Der Körper erzwingt die Ruhe, und der Widerstrebende muß sich fügen und auf den Leidensweg begeben, wo die Hoffnung lockt, daß die Luft am Meere oder im Gebirge ersetzen könne, was durch Übermaß in der Arbeit verbraucht wurde. Die Krankheit zieht hinter ihm her zum Strande und zum Gipfel, zehrt am Körper wie an der Seele, und langsam, wie die Schatten, die nach dem Tage einfallen, schwächt sich der Glaube an rasche Genesung und sinkt der innere Widerstand gegen die Empfindung, daß eine *Krise* im Anzuge sei, die den Menschen aus seinem Berufe herausreißt und ihm die Früchte des Lebenserfolges nimmt. Dieses Schicksal hat auch Graf Aehrenthal, und schon daraus erklärt sich das allgemeine Mitgefühl, das die noch immer unerfreulichen Nachrichten aus seinem Krankenzimmer hervorrufen. Er hat diese *Stationen* durchgemacht, war in *Abbazia* und auf der *Mendel* und mußte, schon in den Kräften herabgekommen, seine Politik in heftigen Kämpfen mit starkem persönlichen Einschlag noch einmal durchsetzen. Den letzten Stoß konnte seine Gesundheit nicht mehr aushalten, und die *Krise*, die schon seit dem Überfall der Influenza lauerte, mußte ausbrechen.

Im weiteren Verlauf entwickelt sie sich zur »schleichenden Krise des Wehrgesetzes«. Es handelt sich nämlich in der Tat um einen hochpolitischen Leitartikel, wengleich von Aehrenthal, Rußland und Europa nur im Zusammenhang mit der Influenza die Rede ist. Es ist ein tieftrauriger Fall. Das Wesen der Influenza wird an der Aehrenthal—Krise erschöpfend entwickelt, und wengleich sich später gezeigt hat, daß es nicht Influenza, sondern Leukämie war, das klinische Bild ist interessant. Wer in Österreich seit zwei Jahrzehnten nicht mehr glaubt, der lacht. Dieses Lachen ist gewiß so wenig zart wie die Anspielung, die ein Gegner des Grafen Aehrenthal auf dessen Gebrechen machte. Man wird schon sehen. Über das Blatt, in welchem der Herr Nordau die Genies pathologisiert, wird es hereinbrechen. Auch eine Krankheit, die von den Ärzten *gefürchtet* wird, bitte! Eines ihrer Symptome: Größenwahn. Der Herausgeber der Neuen Freien Presse bildet sich ein, Herausgeber der Neuen Freien Presse zu sein. Er ist es doch? Wohl, aber er bildet sich ein, daß man sich nichts Schöneres einbilden kann.

* * *

DIE SPITZMARKE

muß etwas Einprägsames haben. Zum Beispiel:

Verhinderung der Konstituierung der Vereinigung der Sachverständigen.

Wie glatt beginnt es dann:

Zur Konstituierung der Vereinigung der ständig beeedeten gerichtlichen Sachverständigen und Schätzmeister berief das PropONENTENKOMITEE für heute vormittags eine Generalversammlung ein, die jedoch infolge der von der massenhaft erschienenen Opposition inszenierten überaus stürmischen Demonstrationen gegen die Abwicklung der vorbereiteten Tagesordnung resultatlos verlief.

Und wie glatt schließt es:

... erklärte, unter den obwaltenden Verhältnissen könne die Beratung nicht fortgesetzt werden. Er wolle nur abstimmen lassen, ob die Versammlung im Prinzip mit der Gründung der Vereinigung einverstanden sei. Nach einhelliger Zustimmung empfahl er vorläufig die Wahl der im gedruckten Wahlvorschläge nominierten Herren als Komitee zur nochmaligen Durchberatung der Statuten, welche innerhalb zweier Monate einer neuerlichen Generalversammlung zur Beschlußfassung vorzulegen sind.

Eine Verhinderung der Erschaffung der Welt wäre nach Einholung der Zustimmung Gottes leicht zu erzielen gewesen. Gern kann er ja in diese Konstituierung einer Generalversammlung nicht gewilligt haben.

* * *

EIN FEST

Der Herausgeber einer Zeitungskorrespondenz ist siebzig Jahre alt geworden, ganz Wien war auf den Beinen und die Zeitungen brachten Lehmanns Wohnungsanzeiger mit einigen Kürzungen. Da es sich aber speziell um jene Korrespondenz handelt, die pünktlich berichtet, sobald es der Polizei gelungen ist, und oft schon früher, so gratulierten auch sämtliche Polizeibeamte. Da gings denn versteht sich gefühlvoll zu.

... Zum Schlusse las Regierungsrat Marinovich ein geistvolles Gedicht eigener Marke vor, worin er der Tätigkeit Wilhelms und seiner Unterweisungen für die jungen Beamten rühmend gedachte.

Warum zeigt man mir dieses Gedicht nicht?

* * *

AUF VIELFACHES VERLANGEN

werden die kürzlich weggelassenen Strophen aus der blinden Marie nachgetragen:

In ihre müden Augen fällt
Kein Strahl von all dem Licht,
Das durch die weite Gotteswelt
In gold'nen Fluten bricht.

Die Alte beugt, das Haupt ganz sacht
Und lauscht den Melodien,
Die durch das dunkle Tor der Nacht
In ihre Seele zieh'n

Und lauschen, wie berückt vom Traum,
Den inneren Melodien,
Und träumen über Zeit und Raum
Nur immer irgendwohin.

Und manchmal läuft's am Wege ein Stück
Voraus und hänselt sie
Mit goldenem Stimmchen, das junge Glück:
»Komm fang' mich, blinde Marie!«

Paul Wilhelm

Wer einen einheitlichen Eindruck bekommen will, wird auf die 'Zukunft'
vom 20. Jänner 1912 verwiesen.

* * *

DIE SCHWESTER

des Herrn Barnay, der soeben in aller Stille seinen siebzigsten Geburtstag begeht, »schätzt sich berechtigt, auszusprechen, daß der Mensch Barnay mit dem Künstler Barnay in seinen Qualitäten auf gleicher Stufe steht«. Dann müßte freilich, wenn man etwa auf Speidels Urteil etwas gibt, Herr Barnay ein schlechter Kerl sein. Die Schwester ist anderer Ansicht, behauptet, daß sich der Bruder kein dolce far niente gönnt, sondern sich Arbeit in Hülle und Fülle schafft und noch irgend etwas last not least, nachdem er im Zenit seines Schaffens und so. Herr Barnay gehört in der Tat zu jenen glücklichen Persönlichkeiten, denen es an der Wiege gesungen wurde, daß ihnen dereinst nachgesagt werden wird, daß es ihnen nicht an der Wiege gesungen wurde. Einer von jenen geborenen Jubilaren, die als Schall des alten Burgtheaters in Deutschland zu Ehren kamen. Wallensteine mit dem dunklen Zug zur Intendantur — der Herr Gregori ist von der Sorte — und auf deren Brust ihres Schicksals Sterne sind. Begeht so einer dann in aller Stille seinen siebzigsten Geburtstag, so beneiden ihn alle Phrasen, daß er jünger ist als sie.

Seine Devise ist ja bekannt: »Nicht die Rechte, die man genießt, sondern die Pflichten, die man sich auferlegt, bestimmen den Wert des Menschen.« In seiner Lebensweise ist er der denkbar einfachste, anspruchsloseste Mensch. Tafelfreuden kennt er nicht, große Festessen haben an ihm den gleichgültigsten, enthaltsamsten Gast ...

Das ist schön. Aber wie stehts mit dem Charakter?

Die interessantesten Elemente vereinigen sich zu besonderer Charakterbildung. Während sein liebevolles Gemüt dem Schillerschen Gebot: »Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!« gehorcht, entspricht sein scharfer Verstand, seine Lebensenergie, sein männliches Zielbewußtsein den Worten desselben Dichters:

Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,
Kräftig sich zeigen, vor nichts sich beugen,

Rufet die Arme der Götter herbei.

Wie denn aber, wenn Barnay am Ausgange seines Lebens erkennen müßte, daß er doch falsch gelebt habe, indem sein Gemüt zwar dem Schiller'schen Gebot gehorchte, dieses aber von Goethe ist, und sein Verstand den Worten desselben Dichters, nämlich wieder nicht Schillers, sondern Goethes, ders aber auch nicht so gesagt hat? Wie, wenn sichs plötzlich herausstellte und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen? Da gibts nur eines: Umkehren, ehe es zu spät ist. Man soll sich mit den Klassikern nicht einlassen, der Büchmann weiß besser, wie man zu leben hat, denn es bildet ein Talent sich, wie Goethe sagt, in der Stille (geht rechts ab und bricht an der Tür schluchzend zusammen.)

* * *

ZIFFERER ÜBER KANT

... Und es ist uns, als hörten wir im Widerklang Engelschöre den Hymnus an die Freude singen: Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen! Paul Zifferer

Wenn er *das* zuläßt, suche *ich* ihn *vergebens*!

* * *

ANSTATT STOLZ ZU SEIN

»Es ist doch ewig schade, daß im Mittelalter das Zeitungswesen so unentwickelt war ... «

seufzt einer, der gegen Cézanne ist, und vergißt, daß es doch das Besondere der Neuzeit ist, daß sie den Friedrich Stern vor dem Mittelalter voraus hat.

* * *

DER KUNSTKRITIKER

»Ungern vermissen wir Meister des Plakats, wie ... *Rops, Walter, Crane* und *vor allem* von Österreichern *A. H. Schram, Veith, Schönpflug* ... «

* * *

ZWISCHEN DEN GRENZEN DER MILITÄRISCHEN UND DER EROTISCHEN SATIRE

Aber es spricht nur für die Echtheit der humoristischen und satirischen Begabung des Autors, den man hier gleichsam bei einer melancholischen und *nachdenklichen* Anwandlung ertappt. L. Hfld.

Ich zuckte zusammen, aber ich sagte mir: nun, das war schon im Druck, als mein Verbot erschien, ein nächstes Mal wagt er es nicht, er weiß, daß ich in diesen Dingen keinen Spaß verstehe ... Wer aber ist der Nachdenkliche?

Von den witzigen und satirischen Geistern ist der unter dem biblischen Pseudonym »Jeremias« schreibende Offizier einer der markantesten und begabtesten.

Wie das? Die Religion sollte gut genug sein, Pseudonyme für solche zu bieten, die das Reglement nicht amüsant genug finden? Und es sollte ferner keine Beleidigung der Armee sein, daß der Gspaßlaberlhumor um die »Weibsen« herum, daß eine Erotik, deren Geschöpfe das Postbüchel genommen haben, daß diese ganze Armut und Anonymität, die da allwöchentlich, illustriert von der neuösterreichischen Starrheit und Stupidität revolutionäre Magenwinde von sich gibt, auf militärischen Ursprung zurückgeführt werde? Das lügt der Hfld! Das geistige Niveau der Offiziere, in Österreich und in Deutschland, ist ein besseres als das der Advokaten, Ärzte, Germanisten und Schapseln. Ihnen kann keinesfalls die Fähigkeit, ein Gstanzl zu ersinnen oder zu schmecken, als eine Eigenschaft des Typus zugeschrieben werden. Fühlte einer schon den Beruf des Schalks in sich und risse es ihn hin, so würde er sich in der Kantine ausleben, und spürte sogleich die Inkompatibilität mit dem Hauptberuf, wenn ihn die Zeitung verlockte. Landesgerichtsräte, die ärger im Frieden wüten als der Soldat im Krieg, können nicht nein sagen, wenn ihnen der Antrag gestellt wird, ein schwachsinniges Feuilleton zu schreiben, und schämen sich nicht, ihren vollen Namen ins Neue Wiener Journal zu setzen. Dem Offizier ist die Mitarbeit an der Presse untersagt; wer ihm zumutet, solches Verbot zur Erlaubnis pseudonymer Angriffe auszunützen, beleidigt ihn. Es ist nicht wahr, daß sich ein Offizier hinter dem Pseudonym eines »Satirikers« verbirgt, es muß sich um ein Pseudonym handeln, das sich hinter einem Offizier verbirgt. Um eines, von dem gesagt werden kann:

Militär und Liebe sind seine ständigen Themen, die er vielfach variiert: spöttisch, launig, bitter und manchmal auch ein wenig empfindsam ... Zwischen diesen beiden Grenzen, der militärischen und der erotischen Satire, bewegen sich die Verse mehr und minder ungeniert hin und her.

Ich werde aber »Herstellt!« kommandieren, weil ich nicht gesonnen bin, groben Unfug zu dulden. Mir paßt diese gute Laune nicht, in die alles, was dieses Österreich an Talentlosigkeit besitzt, wöchentlich auszubrechen scheint. Und auch vielen Offizieren paßt sie nicht, die mich gegen die Durchdringung ihres Lebenskreises durch den ungelüftetsten Kantinenhumor um Hilfe bitten. Sie haben genug darunter zu leiden, daß Standesgenossen, denen die Gemütlichkeit das uniformierte Auftreten in Champagnerspelunken hingehen läßt, von der Superiorität ihrer Tracht auch dann noch Gebrauch machen, wenn sie nicht mehr dafür verantwortlich gemacht werden können, und daß sie in Situationen geraten, die dem Leser der Gerichtssaalrubrik, jenem widerlichsten Parasiten der Gleichmacherei, zu einem Hochgefühl verhelfen. Sie haben allen Grund, eine Verbindung mit dem Geist einer Witzblattpresse abzulehnen, die der humorlosen Häßlichkeit des Wiener Nachtlebens das Pendant stellt. Sie lehnen es ab, in kolorierten Rohheiten, unter denen Texte stehen wie der:

»Lieber Nuppi, es is zum Speiben: Z'erst a kühle Nacht mit aner warmen Frau — an heißen Tee drauf. Dann a Reitschul' mit eiertanzenden Freiwilligen — drei Kognak drauf. — Und jetzt soll ich auch noch beim Kriegsspiel potent sein! Da is der Tod drauf!«

den Ausdruck ihrer Gesinnung oder auch nur den Stoff ihrer Heiterkeit zu finden. Das habe ich nicht anders erwartet. Wäre es anders, es müßte dem Staat vor seiner Zukunft grauen, wie es uns vor dem Staat graut. Nirgends ist es dem Offizier so leicht gemacht, sich dem Bürger kulturell überlegen zu zeigen, wie in Österreich. Den eintönigsten Dienst wird er als Erholung vom Humor einer Nation von Vereinssängern empfinden, und gewiß nicht umgekehrt. Es ist ausgeschlossen, daß Offiziere ein »Witzblatt«, in dem die Champagner-

annoncen reichsdeutscher Kitschillustratoren der künstlerische Clou sind und dessen Humor schon durch die tierischen Pseudonyme wie Z. A, Spring, N. d. Gall, Spadifankerl, Schnidibumpfl, M. Osquito, Wauwau, Ki—Ki, uns das Blut in die Schläfen treibt, als geistige Erfrischung zu sich nehmen. Es ist ausgeschlossen, daß sie ein »Kampfblatt«, wo einer besondern Mut beweist, wo der Feuergeist, dems nicht darauf ankommt, vom Hintern eines Hofrats zu sprechen und einem Reim auf »beflissen« scherzhaft auszuweichen, sich aus einem biblischen Pseudonym ins andere zurückzieht — es ist ausgeschlossen, daß sie nicht mit Ekel so etwas dem Kellner hinwerfen, vielmehr den Herrn Esau akklamieren, der da nackensteif erklärt:

Das wollen wir, drum kämpfen wir
— Und die Armee denkt so wie wir!

Nur jener üble Typus von Gemütsart, wie er im nachgelassenen Hofrichter—Humor zutage trat, nur jener greuliche Zeitvertreib, den der Avancementshunger aus der Minderwertigkeit herausquetscht, fühlt sich vor dieser Galerie an die Luft geklebter Visagen, hängender Spaziergänger und im Galopp stehender Pferde befriedigt und hat vor dieser Pein, die jetzt von Schaufern und Anschlagssäulen drohend den Wiener Tag zur Hölle macht, seinen »Gspaaß«. Nur solche Sorte vermöchte die Parodie einer dekolletierten Dreijährigen harmlos und fesch zu finden, unter der — die stinkendste Ordinarheit, die je aus einer Druckerei hervorgegangen ist — der Text steht:

— — — — —
Es is a Treiz: die alten Herrn
Wollen immer fester titzelt wern.
I titzel s', was i titzeln tann —
I hab ßon beinah nits mehr an —
— — — — —

Ma ßmeißt die Fußi so und so
Und wedelt so mit dem Popo
Nit wahr: das titzelt, titzelt sehr?
Hoppla! I tann no mehr!
— — — — —

Sodar der hohen Polizei
Dfallt meine ßöne Titzlerei!
Die is so fest in mi verliebt,
Daß s' mir a — *Büchel* dibt!

Ich will einmal sehen, ob »die Armee so wie wir denkt«! Ich will es abwarten. »Wir« haben alle hintereinander schon die Unverfrorenheit gehabt, der Fackel Manuskripte anzubieten — die freundlichen Begleitbriefe sind aufbewahrt —, und haben alle hintereinander die Manuskripte — ohne Begleitbriefe — zurückbekommen, und haben alle die Fackel heimlich ins Gesicht verehrt und öffentlich anonym beschimpft und haben alle an der Fackel eben jene Humorlosigkeit betätigt, die in die Fackel keinen Zugang fand. »Ich« halte mich somit für unbefangen. Und sage: Wenn sich das, was ich als Erscheinung fasse und als den fast grandiosen Ausdruck neuösterreichischer Roheit und kultureller Anästhesie deute, weiterhin an meinen Nerven zu schaffen machen sollte — weil diese mediokre Scherzhaftigkeit auf dem Standpunkt steht, daß einer, »der selbst Satiriker ist usw.« —, dann werde ich ihr — ich bin unerschöpflich in Varianten, aber ich wiederhole Drohungen — zu erkennen geben, daß nichts auf der Welt ernster ist als der Humor und nichts auf der Welt weniger Spaß versteht als die Satire. Und dann werde ich diese Leute so durch ihre Chiffren jagen, daß sie selbst nicht mehr wissen, wie sie heißen, immer hin und her zwischen den Grenzen der militärischen und der eroti-

schen Satire, zwischen Bibel und Reglement, und so, daß sie selbst nicht mehr wissen, ob sie spöttisch, launig, bitter und manchmal auch ein wenig empfindsam sind, und werde manchen, der gar schon nachdenklich geworden ist, zwingen, mit offenem Pseudonym vor die Front zu treten.

* * *

ICH RUFE DIE RETTUNGSGESELLSCHAFT

zu einem Werk der Nächstenliebe. Ein Mädchen, das im Leben und im Wunsch, zu sterben, jenem Mädchen glich, dem der ärztliche Ausspruch galt. »Packt's es bei die Füß, ladt's sie auf und schauen wir, daß wir wegkommen!«, hat durch Selbstmord aus unglücklicher Liebe geendet. Sie hatte sich in den Jahren, wo sie den Vielen geopfert hatte — beim Himmel, in Ausübung eines so opfervollen Berufes, wie der des Arztes! — und ehe sie das Opfer eines Einzigen wurde: zwanzigtausend Kronen in Barem und Schmuck im gleichen Wert erspart. Sie hatte sich immer gewünscht, daß ihr, wenn sie einmal stürbe, ein Grabstein gesetzt würde. Hierauf vermachte sie ihren Besitz der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft und erschoss sich. Nachdem sie beerdigt war, wurde im Kreise ihrer Kameradinnen angeregt, ihr einen Grabstein zu setzen, wie sie sich ihn immer gewünscht hatte. Sie beriefen sich auf den Wunsch der Toten und glaubten, es müsse sich von selbst verstehen, daß von dem vielen Gelde, welches sie hinterlassen hatte, etwas erübrigt werde, um den Grabstein zu setzen, wie sie sich ihn also immer gewünscht hatte. Der Advokat aber, der das Testament zu vollstrecken hatte, sagte, es sei bereits vollstreckt und die Rettungsgesellschaft im Besitz des ganzen Erbes. Die Mädchen beschlossen, eine Kollekte untereinander zu veranstalten. Ich aber sage euch: Das wird sie nicht zulassen, die Rettungsgesellschaft! Ich sage ja nicht, daß sie selbst ihrer Wohltäterin einen Grabstein setzen wird, dessen Inschrift den Dank der Rettungsgesellschaft zu bekunden hätte. Das würde sich in einer besseren Zeit und Zone von selbst verstehen. Wir müssen nachsichtiger sein. Gewiß. Es geht nicht an, daß die Rettungsgesellschaft, die eine freiwillige Einrichtung ist, einer Prostituierten für die Überlassung ihres Vermögens danke; daß sie sich in der großen Öffentlichkeit, die ein Friedhof bedeutet, mit einem öffentlichen Mädchen affichiere. Wer bei deren Lebzeiten den Schandlohn einer solchen einhebt, sagt ihr auch nicht küß die Hand dafür. Die Rettungsgesellschaft konnte ihr nicht mehr helfen, da die Kugel tödlich war, und um sie hierauf bei den Füßen zu packen und aufzuladen, dazu war eine andere Wohlfahrtseinrichtung berufen. Die Rettungsgesellschaft kam zu spät, aber sie kam zur rechten Zeit, um ein Erbe abzuholen. Diese Vorurteilsfreiheit ehrt sie. Sich coram publico zu ihr zu bekennen, dazu braucht sie sich nicht zwingen zu lassen. Gewiß nicht. Es handelt sich um einen Gewinn, der »mit Rücksicht auf den Ursprung des Anspruchs nicht einmal zivilrechtlich klagbar wäre«, wenn ihn die Liebhaber dem Mädchen vorenthalten hätten. Zum Glück der Rettungsgesellschaft haben sie es nicht getan. Aber das muß — mit Rücksicht auf den Ursprung des Anspruchs — die Rettungsgesellschaft nicht bestimmen, öffentlich ihrer Wohltäterin so einer Person zu danken. Dennoch, von einer gewissen Verpflichtung will ich sie nicht freisprechen. Die Kameradinnen, arme Mädchen, denen oft genug vorenthalten wird, was mit Rücksicht auf den Ursprung des Anspruchs nicht einmal zivilrechtlich klagbar ist, sie, die mehr geben als sie bekommen — sammeln! Die Rettungsgesellschaft interveniere schleunig. Es ist Gefahr im Verzuge, daß die Mädchen den

Grabstein bezahlen und daß die Rettungsgesellschaft den Grabstein nicht bezahlt! Sie beeile sich. Ich werde nachsehen. Ich werde klingeln. 2605. Ich werde rufen, ich werde mahnen, vivos voco, mortuos plango, fulgura frango!

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**